Reise- und Kriegs-Memoiren.

Erinnerungen

aus

meinem Leben.

Geschichtliche Zusammenstellung

denkwürdiger Begebenheiten eines Deutschen

in

Kriegsdiensten

der Königin Victoria von England, des Papstes Pius IX., des Generals Garibaldi, des Königs Franz II. von Neapel und des Kaisers Napoleon III. von Frankreich.

Reise- und Kriegs-Memoiren,

herausgegeben

von

J. R. (Rottmund.)

Motto:
„Mit dem Muthigen ist das Glück."

Augsburg, 1864.

Im Selbstverlage des Verfassers.

Druck der vormals Lauter'schen Buchdruckerei.

Vorwort.

„Wird seinem Schicksal nicht entgeh'n
„Ein jedes Menschenkind,
„Möcht'st oftmals andre Wege geh'n
„Als die des Schicksals sind!"

Es ist eine schwierige und kitzliche Sache für einen Mann, von sich selbst zu reden; es beleidigt sein eigenes Herz, etwas Nachtheiliges zu sagen, und das Ohr des Lesers, etwas Lobendes von ihm zu hören.

Wenn die nachfolgenden Blätter geeignet sind, dem unbefangenen Leser Theilnahme abzugewinnen, und Belehrung zu gewähren, so ist der Wunsch erreicht, den ich mit ihrer Herausgabe verband. —

Daß nur wirkliche Erlebnisse, nicht aber Dichtungen mitgetheilt sind, wird, hoffe ich, der Inhalt

selbst, sowie die ganze Darstellungsweise jedem kundigen Leser klar darthun. — Mangel an Aufrichtigkeit und Offenherzigkeit in Bezug auf meine Person wird mir gewiß Niemand vorwerfen können.

Es wird so Vieles gedruckt, was die Sprache und Literatur nicht in einem Schritt vorwärts bringt, daß wohl kaum ein Grund vorhanden sein dürfte, vorliegende Blätter nicht zu dulden, die ja nur einzelne Tropfen in der Ueberschwemmung sein sollen!

Das Werk, an welches ich mich mit Lust gemacht habe, um aus den chaotischen Gruppirungen ein chronologisches Gesammtganzes zu schaffen, entstand nicht in der Reihenfolge, in welcher es hier erscheint, auch war nur ein Theil für die Oeffentlichkeit bestimmt; ich schrieb diese Blätter anfänglich nur allein zu meiner eigenen Unterhaltung in Form von Tagebüchern, und um auf meinen Reisen manchmal die Zeit zu tödten.

Dem Ganzen liegt kein fester strenger Plan, sondern nur angenehme Unterhaltung mit

belehrenmögenden Erfahrungen zu Grunde, und ist das ganz Leere, sowie selbstverständlich Alles das, was das sittliche Gefühl beleidigen oder nur irgendwie Anstoß geben könnte, entfernt geblieben. Es ist unter alleiniger Benützung der von mir geführten Tagebücher zusammengestellt und will ich damit außer einer angenehmen Lectüre wahrheitsgetreu geschilderter Erlebnisse nur noch zu einem Zwecke ein Schärflein beitragen, — nämlich jeden jungen Mann als Freund vor den fremden Kriegsdiensten warnen, — denn nur ganz Wenigen ist auf dieser Bahn Begründung ihres Glücks beschieden.

Allerdings schön ist's, fremder Herren Länder und Meere zu bereisen, die Sprachen, Sitten und Gebräuche fremder Völker kennen zu lernen, man reift schneller an Lebenserfahrungen, lernt Entbehrungen aller Art kennen; aber die Heimath, das Vaterland bleibt immer das Theuerste und über kurz oder lang kehrt Sehnsucht nach dem heimathlichen Boden im Innern ein.

Wohl dem, der diesem Drange folgen, der seine in der Welt gemachten Erfahrungen mittheilen und Anderen warnende und belehrende Winke geben kann. —

Es ist Niemand gezwungen die nachfolgenden Blätter zu lesen, ich halte es auch für **überflüssig**, deren Veröffentlichung durch den Druck zu rechtfertigen, aber für diejenigen, welche sie freiwillig aus Freundschaft, Feindschaft oder bloßer Neugierde lesen werden, will ich Vorstehendes gesagt haben.

Augsburg, im October 1863.

J. Rottmund.

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Erstes Kapitel.

Abschied. Vergebene Versuche, mich in meinem Entschlusse wankend zu machen. Reise in die Schweiz. Frankreich. Werbung in englische Dienste. Central=Depot. Aufenthalt in Schlettstadt. Paris. Calais. Sturm. Einschiffung nach England. Dover. Fahnenschwur. Handgeld. London. Avancement. Camp Aldershott. Cravall. Marsch = Befehl. Portsmouth. Einschiffung. Gibraltar. Großer Sturm. Seekrankheit. Malta.

„Von dir, A . . . . ., muß ich geh'n
„Und von dem Heimathland,
„Bald wirst du uns geschieden seh'n
„Durch rauhe Schicksalshand.
„Bald trennt der Ocean wild und weit
„Mein Liebchen, dich von mir,
„Doch, wär' er noch einmal so breit,
„Mein Herz bleibt doch bei dir."

20. Januar 1856.

Das Ende des Jahres 1855 war es, in welchem ich den in mir immer mehr reifenden Entschluß faßte, mich in das Weltgetümmel zu stürzen und an dem Krimfeldzuge zu betheiligen.

Von Seite Englands wurden großartige Werbe-Depots in den Grenzstädten Frankreichs errichtet, und auch im Innern, und an den Grenzen der Schweiz, — wiewohl hier nur ganz im Geheim, — für großbritanische Dienste geworben.

Um die einzugehenden Verhältnisse vorerst näher kennen zu lernen, hielt ich für den Augenblick eine Reise in die Schweiz für das zweckdienlichste.

Der 20. Januar 1856 nahte, — er war es, — der mich von Allem, was mir lieb und theuer war, trennen sollte. — Mit nicht ganz leichtem Herzen unter verschiedenen Ahnungen und mit Bildern der Zukunft beschäftigt, verließ ich, mit den nöthigen Reisemitteln versehen und ohne meinen Angehörigen nur das Geringste von meinem gefaßten Entschlusse mitzutheilen, Augsburg, begab mich nach G., um mich von einer mir während längern Aufenthaltes dortselbst theuer gewordenen Persönlichkeit, welche ich von meinem Vorhaben verständigte, zu beabschieden, und versprach von Zeit zu Zeit über meine Unternehmungen briefliche Nachrichten einzusenden.

Nie hatte ich so empfunden, was Scheiden heißt; die mir gegebenen gutgemeinten Ermahnungen hätten mich fast in meinem Entschlusse wankend machen können; doch der Vorsatz, zu reisen, die Welt zu sehen, ferne Länder, deren Bewohner und Sitten kennen zu lernen, — mich möglicherweise an einem Feldzuge zu betheiligen, all' dieses reizte mich, und mein Entschluß hatte zu fest in mir Wurzel geschlagen, um so schnell durch weibliche Bedenken, — wenn auch aus noch so gutem Herzen kommend, — zu nichte zu werden.

Noch am nämlichen Abende begab ich mich nach Augsburg zurück und mit dem Eilzuge über Kaufbeuren und Kempten nach Lindau, diesem freundlichen Städtchen am Bodensee.

Bevor meiner Weiterreise versah ich mich mit einer vorzüglichen Post- und Eisenbahnkarte von Süd-Europa, und reiste zu Fuß über Bregenz im Vorarlbergischen nach Höchst, auf einer fliegenden Brücke über

den Rhein, hier die natürliche Grenze zwischen Oesterreich und der Schweiz bildend, und von da weiter nach Rheineck und Rorschach.

Es ging gegen Abend, und ich beschloß, in Rorschach, diesem kleinen schweizerischen Grenzstädtchen, zu übernachten.

Gestärkt reiste ich am andern Morgen über St. Gallen nach Wyl weiter. Die Gegend hatte für mich, wiewohl mit tiefem Schnee bedeckt, dennoch etwas Niegesehenes, so zu sagen, etwas angenehm Ueberraschendes. Die freundliche Stadt St. Gallen gefiel mir vorzüglich, und ist die Gegend dieses Cantons, so wie das überall herzliche, aufrichtige Wesen der Bewohner zu bemerken. Wyl, wohin ich von St. Gallen aus die Bahn benützte, war das Ziel für diesen Tag.

Mit dem andern Morgen, gerade Lichtmeß, war ein heiterer aber schneidend kalter Tag angebrochen. Nach einem frugalen Mahle begab ich mich zu Fuß über Frauenfeld und Winterthur, letzteres ein sehr regelmäßig gebautes Städtchen, nach Zürich, woselbst ich auch Abends gegen 6 Uhr ankam.

Dieser Tagmarsch war sehr anstrengend. Doch, um recht bald an dem schon von Schiller besungenen durch seine reizenden Ufer so berühmten See anzulangen, — hatte ich meine Schritte verdoppelt. In Zürich verweilte ich einige Tage, und begab mich den folgenden Sonntag nach dem einige Stunden vom See entfernten Dorfe Langnau, um dortselbst eine Familie zu besuchen, deren Sohn mit mir studiert, und dem ich längst schon versprochen hatte, ihn einmal zu besuchen.

Zu seiner größten Ueberraschung traf ich ihn auch zu Hause an. — Nachdem die erste Freude des Wieder-

sehens vorüber war, und ich meinem Studienfreunde die eigentlichen Absichten meiner Reise kund gab, versuchte derselbe verschiedene mich von meinem Vorhaben abschreckende Beweggründe vorzubringen; doch alsbald hatte er sich Ueberzeugung von meinem festen Entschluß verschafft, und unterließ es, mich weiter wankend zu machen, vielmehr forderte er mir das Versprechen ab, einige Zeit in dem Kreise der Seinigen zu weilen, welchem Wunsche ich auch willfuhr, und erst nach 4 Tagen in seiner Begleitung abreiste.

Trotz der rauhen Jahreszeit, und da nicht wohl ein anderer Weg eingeschlagen werden konnte, bestiegen wir die über den Albis führende Bergstraße und leiteten unsere Schritte über Zug, Goldau und Art nach Schwytz. Berühmt ist der Berg Albis, 3 Stunden von Zürich, gegen 3000′ hoch, mit weiter Fernsicht um den 10 Stunden langen Zürchersee, aus dem die Limmath fließt.

Höchst interessant, und zur Sommerszeit stets von sehr vielen Fremden besucht, ist die Umgegend von Goldau; einst standen hier drei blühende Ortschaften, Goldau, Busingen und Lowerz; am 2. September 1806 aber durch Einsturz eines Theils des sich unweit Goldau erhebenden Roßberges gänzlich verschüttet, — sind heut zu Tage nur noch die auffallendsten Erinnerungszeichen an dieses schreckliche Ereigniß zu sehen. Die Gegend ist auf einige Stunden im Umkreise mit kolossalen Felsblöcken ganz besät und gewährt einen höchst interessanten wildromantischen Anblick.

In Schwytz angekommen, trennten wir uns; mein Begleiter benützte die eben abgehende Post zur Retourreise. Die Umgegend von Schwytz ist sehr romantisch. Besonders nahm meine Aufmerksamkeit der so herrlich im

Sonnenuntergang beleuchtete Miethen (eine kahle Felsenspitze) in Anspruch, der in diesem Augenblicke eine prachtvolle, höchst malerische Ansicht gewährte. — Wie gerne hätte ich damals einen Ausflug auf den so weltbekannten, wegen seiner reizendsten Fernsicht so sehr besuchten Berg Rügi unternommen; doch die Jahreszeit machte meinen Wunsch zur Unmöglichkeit. — Der Rügi, 5723′ hoch, ist eine der fruchtbarsten Höhen der Schweiz mit mehr als 150 Sennhütten.

Meinen fortgesetzten Nachforschungen zufolge hatte ich in dem Kreuzwirthe zu Schwytz den Mann gefunden, durch welchen mir die gewünschten Aufschlüsse in Betreff des Eintritts in englische Kriegsdienste ertheilt werden konnten. — Ich besprach mich mit demselben. Die mir von ihm auf einem in deutscher Sprache gedruckten Blatte gewiesenen Bedingungen der englischen Regierung schienen mir nicht im mindesten betrüglicher Natur, oder auch nur zweideutig; doch, um nicht vielleicht dennoch überlistet zu werden, erbat ich mir von dem Kreuzwirthe die genaue Adresse eines Oberoffiziers auf einem der nächstgelegenen Depots. — Er nannte mir als Sitz des nächsten Werbebureaus das Städtchen Hüningen, unweit Basel am Rhein, jedoch auf französischem Boden.

Ich war zufrieden, so viel zu wissen, und beschloß noch denselben Abend, mich nach Brunnen, einem Flecken am Vierwaldstättersee und der Hauptniederlage des Handels über die St. Gotthardtstraße, und von da mit dem Dampfer über den Vierwaldstättersee nach Luzern zu begeben.

Vom Dampfschiffe aus hatte ich Gelegenheit, die durch Wilhelm Tell so berühmt gewordene Stelle: „Tells Platte“ zu sehen.

Eine geschmackvolle Kapelle mit Frescogemälden aus Tell's Leben ziert die Stelle, wo dessen kühner Sprung den Geßler so in Verlegenheit gebracht hatte.

Um das mir vorgesteckte Ziel um so eher zu erreichen, verließ ich recht bald Luzern, das mir übrigens wegen seiner Lage an dem schönen See sehr gut gefiel, und traf den andern Abend zu Fuß über Geleschwyl, Sursee und Liestal in Basel ein.

Nur im Vorübergehen besichtigte ich den majestätisch und hoch auf einem freien Platze stehenden Münster, und gegen 5 Uhr schon hatte ich die französische Grenze überschritten, und in Hüningen mich dem englischen Oberst B., dem damaligen Depot-Commandanten dortselbst, vorgestellt.

Dieser Offizier, ein intelligenter, höchst einnehmender Mann, legte mir die Capitulations-Bedingungen vor, und ich gestehe, — die prächtige Uniform des Offiziers, sein freundliches Benehmen, die honorischen Bedingungen von Seite der englischen Regierung, — alles dies im Zusammenhalte mit der abenteuerlichen Zukunft, die ich mir vor Augen malte, beseitigten augenblicklich jedes Mißtrauen meinerseits, und mit sicherer Hand unterzeichnete ich die Capitulation für Kriegsdauer, beziehungsweise vier Jahre.

Nun ward mir die Kaserne des damals in Hüningen garnisonirenden französischen Dragoner-Regiments zum Quartier angewiesen, jedoch freigestellt, wenn ich vorziehen wollte, in einem Gasthaus zu logiren, von welcher Erlaubniß ich auch Gebrauch machte.

Da mir bedeutet wurde, daß nach zwei Tagen schon ein Detachement nach Schlettstadt, allwo sich das Central-Depot befand, abgehe, so fand ich mich zur bestimmten

Stunde ein, und hatte nun Gelegenheit, meine Reisegefährten, weitere 20 Freiwillige, doch, einen einzigen und mich ausgenommen, lauter Schweizer, einer näheren Musterung zu unterwerfen. — Es waren rüstige, junge Leute, und 13 derselben hatten bereits mehrere Jahre in Neapel unter der Fahne König Ferdinands von Neapel gedient.

Angekommen in Schlettstadt musterte uns Major B., der Befehlshaber des Central-Depots; und da ich ihm sowohl in Folge meiner sehr guten Kleidung als Sprache unter den andern auffiel, beschied er mich Nachmittags in sein Bureau.

Als er nun in mir einen wissenschaftlich gebildeten jungen Mann fand, der aus freiem Antriebe einen solchen Schritt wagte, und zugleich vernahm, daß ich auch der französischen Sprache schon ziemlich mächtig sei, wurde ich, nachdem die ärztliche, höchst strenge Visite passirt war, mit meinem Einverständnisse in dem Rechnungs-Bureau verwendet, und führte im Allgemeinen während meines Aufenthaltes in Schlettstadt ein gemüthliches Leben.

Diese provisorische Verwendung auf dem Rechnungs-Bureau war für mich von doppeltem Vortheile. Besonders hatte ich die allerbeste Gelegenheit, mich in der französischen Sprache zu vervollkommnen.

Doch Schlettstadt, klein und schmutzig, bietet nichts Anziehendes und nach vierwöchentlichem Aufenthalte zog ich es vor, mich einem eben nach England abgehenden Detachement von 480 Mann anzuschließen, wozu mir auch, nachdem ich dem Commandanten meinen Wunsch kundgegeben hatte, bereitwilligst die Zustimmung gegeben, und noch Empfehlungsbriefe behändiget wurden.

Wohlgemuth und zufrieden, vom Depot abkommen zu können, verließ unser Detachement mit einem Extrazuge Schlettstadt. Gegen 8 Uhr Abends trafen wir in Straßburg, und den folgenden Tag über Nancy und Bar le Duc, allwo wir je eine halbe Stunde Halt gemacht hatten, Mittags 2½ Uhr, nachdem wir, obgenannte zwei Halte abgerechnet, die ganze Nacht ununterbrochen gefahren waren, in Paris ein.

Für diesesmal war es mir noch nicht gegönnt, Straßburg näher zu sehen und auch in Paris dauerte unser Aufenthalt nur von Nachmittags 2 Uhr bis Abends. — Doch auch diese wenigen Stunden ließ ich nicht unbenützt, um wenigstens einige Straßen und Plätze zu besuchen. — Ich lenkte meine Schritte gegen die Boulevards du Temple, Boulevard des Filles du Calvaire, Boulevard Beaumarche u. s. w., besichtigte den Tuillerien-Garten, die prächtige „Notre Dame" Kirche, mit alten herrlichen Glasgemälden geschmückt. — Doch, was kann man in 7 bis 8 Stunden in Paris sehen? — Viel und dennoch Nichts. — Später mehreres von Paris. Bei meiner Rückkehr aus England verweilte ich länger daselbst. — Meine Anwesenheit in Paris benützte ich noch, meinen Angehörigen die ersten Nachrichten seit meiner Abreise zu geben.

Abends brauste unser Extrazug unaufgehalten weiter, dem Norden Frankreichs zu. Wir berührten die Städte Amiens, Arras, Douay, Lille, letztere beide sehr starke Festungen gegen die belgische Grenze, und St. Omer. — Nur in Amiens, — durch seinen Dom, und als Heimath des Peter von Amiens, des vielbekannten Predigers der Kreuzzüge berühmt, — machten wir eine halbe Stunde Halt, sowie in Arras, bekannt als Geburtsort (1759)

des aus den französischen Revolutions-Jahren bekannten Robespiérre. — Diese Städte jedoch in ihrem Innern zu besehen, war unmöglich; bald hatten wir Calais, die berühmte Festung und Seestadt Frankreichs, den gewöhnlichen Landungsplatz von England erreicht. — Durch das lange Fahren ganz erstarrt, waren wir sämmtliche sehr froh, die Bahn verlassen zu können.

Am Hafen angekommen, wurde das ganze Detachement auf zwei Glieder aufgestellt; jeder Mann erhielt eine Flasche Bordeaux mit doppelter Ration Käs und Brod, nach dessen Vertheilung wir uns auf den unser bereits harrenden Schraubendampfer „Victoria" begaben. — Der vortreffliche Bordeaux, ein Gewächs der Umgebung der sehr reichen und großen Handelsstadt Bordeaux, in der Provinz Guyenne, der einen Haupthandelsartikel der vorgenannten Stadt bildet, versetzte uns alsbald in eine bessere Stimmung und ließ uns für einige Zeit nicht mehr ernsthaft an die nächste Zukunft denken.

Doch die See war zu aufgeregt, und von Dover her eingelaufenen Depeschen zufolge war Befehl gegeben, nicht eher den Hafen von Calais zu verlassen, als bis sich der fürchterliche an der englischen Küste wüthende Sturm gelegt habe, da wir ohnedies an der englischen Küste nicht einlaufen könnten.

So waren wir genöthigt, bis zum andern Morgen auf dem Verdecke des Schiffes zu verbleiben, da es insbesondere in dem unteren Schiffsraume zu heiß, und darum nicht auszuhalten war.

Die Nacht verging uns jedoch schnelle; je zu dreien erhielten wir nach Verlauf einiger Stunden eine Flasche von ganz vortrefflichem Cognac (eine Sorte feinen starken

Branntweines), und diesem erwärmenden und starken Getränke allein ward es zuzuschreiben, daß die meisten, ungeachtet der tosenden, an die Schiffswände anprellenden Wellen und des noch immer heulenden Sturmes und indessen eingetretenen Regens — nach Mitternacht vom Schlafe übermannt waren.

Am nächsten Morgen hatte sich der Sturm gelegt, und um 9 Uhr verließen wir den Hafen von Calais.

Allmählig entrückte sich die Continentalküste unsern Augen, bereits eine Stunde sahen wir nichts als Himmel und Wasser, und erst nach und nach konnten wir der englischen Küste ansichtig werden.

Immer näher rückten wir an die großbrittanischen Inseln heran; die fast ausschließend aus Kreide-Felsen bestehende, theilweise mit herrlichem Grün bedeckte Küste, — sowie die jetzt vor unseren Augen aus dem Meer tauchende Stadt Dover gewährten einen imposanten Anblick. — Die Straße von Calais ward alsbald überschritten, und wir in den sicheren Hafen von Dover eingelaufen. — Nach Umlauf einer Stunde konnten wir ausbarquiren, und durch eine neugierige Menschenmenge hindurch wurden wir auf das feste Castell, — sehr hoch am Meeresstrande liegend, — geführt und dort in geräumigen Kasematten untergebracht. Unter Kasematten sind in Felsen gehauene Räumlichkeiten zu verstehen. — Ich hatte empfindliche Kopfschmerzen von der Seereise, und theilweise vom Genusse des starken Cognac's herrührend. — Durch einen Port Porter (circa $1^1/_2$ Maß Bier), welches mir jedoch anfänglich gar nicht munden wollte, mit etwas Holländer Käse ward ich alsbald restaurirt.

Man bedarf einiger Zeit, um sich an die englischen

Getränke gewöhnen zu können. — Unter den Bieren hat man einige Sorten; der Porter unterscheidet sich vom gewöhnlichen Biere, sowie von der feinern Sorte Bier, Bale Ale genannt, durch seine dunkle Farbe und eigenthümlichen Geschmack. — Das sogenannte Ginger-Bier ist eine Art abkühlender Limonade. — Wein ist in England sehr theuer, und überdieß sehr schwer, ächte Weine zu bekommen. Doch war uns manchmal Gelegenheit gegeben, auf spanischen in Dover vor Anker liegenden Schiffen vortrefflichen Wein zu trinken.

Noch am Tage unserer Ankunft gegen Abend 4 Uhr wurden wir auf ein Glied aufgestellt; Oberst Bundy, der Commandant des Regiments, musterte uns, und wir wurden sodann in die zu completirenden Compagnien eingetheilt. — Dem Wunsche des Capitains B.......n zufolge, dem ich vom Depot-Commandanten in Schlettstadt empfohlen war, kam ich in die 1. Compagnie des 2. Bataillons des 2. Regiments der „British-Swiss-Legion."

Andern Tages wurden wir neu der Compagnie Zugetheilte eingekleidet und faßten Alles, was wir vorschriftsmäßig nöthig hatten. — Noch am nämlichen Tage wurden wir zum Fahnenschwur in eine anglikanische Kirche geführt.

Verschiedene Stabs-Offiziere waren versammelt, und je zu fünf Mann vor dem Bildnisse der Königin Victoria unter der englischen Fahne schwuren wir dem kgl. großbrittanischen Regentenhause den üblichen, übrigens in seiner Fassung vielsagenden Fahneneid, nach dessen Beendigung wir das uns laut Capitulation zukommende Handgeld von 8 Pfund Sterling erhielten, — (ein Pfund Sterling = 25 Francs.)

Nach Empfang und Unterschrift erbat ich mir bei meinem Capitain eine 4tägige Permission nach London, welche ich auch erhielt. — Mit einem Unteroffizier, einem gemüthlichen jungen Manne, den ich auf der Reise von Paris nach England kennen gelernt hatte, machte ich von der mir ertheilten Permission Gebrauch, und begaben wir uns noch am nämlichen Abende mit der Bahn nach London. —

Wer diese Weltstadt nicht selbst gesehen, kann sich unmöglich einen Begriff von der Großartigkeit der volkreichsten Stadt Europas, mit nahezu 3 Millionen Einwohner, machen. — Die Stadt bedeckt 2 Quadratmeilen Landes.

Man hat 4 Stunden nöthig, um London nur in seiner Länge zu durchwandern. — Die längsten Straßen sind Newroad, von über 3500, und Commerzialroad, von über 5200 Yards Länge.

In England sind alle Erscheinungen grandioser Natur.

Was Londons Handel und Industrie betrifft, so sind Schiller's Worte unübertrefflich, wenn er sagt:

„Wohl von größer'm Leben mag es rauschen,
„Wo vier Welten ihre Schätze tauschen
„An der Themse, auf dem Markt der Welt. —
„Tausend Schiffe landen an und gehen,
„Da ist jedes Köstliche zu sehen,
„Und es herrscht der Erde Gott, — das Geld. —"

Großbrittanien ist das größte und wundervollste Reich der Welt, welches von einem kleinen Gebiete aus unermeßliche Länder beherrscht, welches den Machtkreis der Macedonier und der Römer mit allen Künsten

moderner Civilisation und einer den Alten unbekannten Freiheit und Gleichheit des Rechts vereinigt, welches in Macht, Reichthum, Freiheit, Staatskunst, in kriegerischem Ruhm und den friedlichen Künsten des Landbaues, der Gewerbsamkeit und des Handels, in Dichtung und Wissenschaft, in häuslicher Sitte, in von lauterer Vaterlandsliebe getragenen Gemeinsinn und in weltbürgerlichen Sympathieen überall gleichmäßig hervorragt, das Land vor Allem, welches das Vaterland verfassungsmäßiger Freiheit geworden und das größte Maß persönlicher Freiheit mit gesetzlicher Ordnung, mit Heiligkeit des Rechts und der Sitte, mit ächt staatsmännischer Leitung der Geschäfte zu behandeln gewußt hat.

Am meisten erregte in London meine Aufmerksamkeit das Admiralitäts-Gebäude, der Palast St. James, ebenso der St. James-Park, der Hyde-Park, der Regents- und der Viktoria-Park, die Westmünster-Abtei mit den Grabmälern der Könige und herrlichen Denkmälern berühmter Männer, — die Festung Tower, sowie die Paulskirche, die größte evangelische Kirche der Welt.

Drei Tage brachte ich das Erstemal in London zu, kam aber später mit Permission noch öfters dahin.

Am vierten Tage reiste ich mit meinem Begleiter wieder nach Dover zurück. Der Ausflug nach London hatte meine Börse ziemlich in Anspruch genommen; zudem hatte ich diese Permission in Civil angetreten.

Nun hieß es exerziren, das Reglement zur Hand nehmen, und vor Allem mich der englischen Sprache zu befleißen; denn dies war die erste Bedingung zum Avancement.

Einem Deutschen fällt englisch nicht schwer, und bei

nur einigem Eifer sind bald alle Schwierigkeiten der Sprache überwunden.

Die englische Sprache ist ja nichts als eine Tochter der plattdeutschen, mit vielen römischen und celtischen Worten vermischt.

Ich ward nach kurzer Zeit durch Vorschlag meines Capitains und Genehmigung des Bataillons-Commandanten zum Corporal ernannt.

Der Anfang war nun schon gemacht; ich machte Fourriers-Dienste, hatte die Verwaltung der Menage, Einkaufen der Lebensmittel ꝛc., unter meiner Verantwortlichkeit, und war allgemein in der Compagnie geachtet. In Dover hatte ich mich schon ziemlich eingewohnt; nach meinem erst kurzen Aufenthalt in England ist es natürlich unmöglich, das Volk zu characterisiren, doch fand ich bei den Engländern kalte, ruhige, ernste, gemessene, oft statuenmäßig steife Manieren, die den lebhaften, fast überlebendigen Franzosen gegenüber so recht den Unterschied beider Nationen erkennen lassen.

In dem Cloub-House, in der Gorgine, bei Merian und sonstigen öffentlichen Lokalitäten hatten die Unter-Offiziere des Regiments manchmal sehr gemüthliche Abende durch Gesang veranstaltet.

Durch ein schottisches Regiment, die sogenannten Bergschotten, ihrer Taferkeit wegen meist mit den französischen Zuaven verglichen, — Regimenter von großer Ausdauer, die, ihrem National-Costüm als Schotten entsprechend, keine Hosen tragen, sondern nur von der Hüfte bis gegen die Kniee reichende Röckchen von vielfarbigem Stoffe, wurden wir abgelöst, und begaben uns theils mit Eisenbahn, theils zu Fuß nach dem Camp Aldershott. In diesem großartigen Barackenlager, das

durch einen von Süden kommenden Canal in zwei Hälften, den Süd- und Nord-Camp abgetheilt war, lagen wir jedoch auch nur kurze Zeit.

Wöchentlich zweimal hatten wir große Maneuvres, denen öfters die Königin selbst anwohnte. — Ueberhaupt war die hohe Frau manchmal zu Zeiten, zu welchen man es am allerwenigsten vermuthete, im Lager gesehen. — Sie befragte sehr herablassend einzelne Soldaten um ihr Befinden; besichtigte zu öfteren Malen die Regiments-Küchen, jedoch nie, ohne die in denselben Bediensteten stets reichlich zu beschenken. — Im Nord-Camp lagen außer unserm Regimente noch irländische Truppen, schwarze Jäger, die Goldstreams-Garde und ein Regiment Schotten; unserm Lager gegenüber im Süd-Camp lagen Cavallerie, deutsche Husaren und der größte Theil der deutschen Legion.

Die italienische Legion lag damals auf Malta im mittelländischen Meere. Die schwarzen Jäger — in unserm Camp — waren auf die deutsche Legion nicht gut zu sprechen, und arteten deren gegenseitige Feindseligkeiten öfters in blutige Cravalle aus, einmal derart, daß es im Lager Alarm schlug, und unser Regiment unter die Waffen berufen wurde.

Zwei Compagnieen meines Bataillons, mit scharfen Patronen versehen, wurden zur Herstellung der Ruhe in eine nahe, am Fuße des Hügels von Aldershott gelegene Ortschaft, — dem gewöhnlichen Sammelplatze des Militärs zur Abendzeit, — abbeordert. — Damals hatte der Cravall besonders auf Seite der Irländer mehr als auf Seite der Deutschen viele Tödtungen und Verwundungen zur Folge. — Die ganze Nacht mußte unser Regiment unter den Waffen bleiben, da man nochmalige

Unruhen vermuthete. — Doch, nur einzelne kleine Scandale abgerechnet, verlief die Nacht ruhig. — Täglich spielten im Lager mehrere Musikbanden, und das Retrait war von den sämmtlichen Tambours, die im Lager waren, geschlagen, so daß ich mich nicht erinnere, je in meinem Leben so wohl besetzte Retraits gehört zu haben. — Ganz unerwartet kam uns eines Morgens der Befehl von London zu, daß unser Regiment binnen drei Tagen bereit sein müsse, um nach Portsmouth abzugehen, und dort auf dem Linienschiffe „Ulysses" nach der Krim, und zwar vorerst nach Smyrna in Kleinasien einzubarquiren. — Mir ward die Aenderung der bisherigen Verhältnisse angenehm; mit Sehnsucht sah ich der bevorstehenden großen Seereise entgegen. — Fremder Herren Länder zu sehen, — zu reisen, — es war ja mein einziger Wunsch! Viele, insbesondere so manche Offiziere, verließen mißmuthig den Camp, in dem sie so gemüthlich, so gefahrlos ihren ungeheuren Sold verzehren konnten.

Zwei Tage vor der Einschiffung kam ein Regiments-Befehl, durch den auch ich mit noch vielen andern Ernennungen zum Fourrier avancirt war, und hatte nun des bevorstehenden Abmarsches wegen vollauf zu thun. — So verschiedene Listen über Vorrathsmagazine, Bedürfnisse der Mannschaft u. s. w. mußten angefertigt werden, daß ich die letzten Nächte in Aldershott nicht mehr an Schlaf denken konnte.

Am vierten Tage nach dem dem Regimente zugekommenen Befehl waren wir schon über Brigthon in Portsmouth eingetroffen, und sofort auf dem mächtigen Linienschiffe „Ulysses," das uns vorerst nach Kleinasien bringen sollte, untergebracht.

Nach einer neuntägigen Fahrt durch den englischen

Kanal in den atlantischen Ocean längs einem Theil der französischen, spanischen und portugiesischen Küste, am Cap Finisterre im äußersten Westen Spaniens, an den portugiesischen Städten Porto, Lissabon (Lisboa), dem Cap St. Vincent, der südöstlichsten Spitze von ganz Europa, und an Cadix in ziemlicher Nähe vorbei, langten wir in der Straße von Gibraltar, der stärksten Festung Europa's und seit dem Jahre 1704 im Besitze der Engländer, an.

Der Anblick dieser von der Natur aus schon so begünstigten festen Lage ist höchst interessant. Unter den außerordentlichsten Erscheinungen, die der Süden von Europa darbietet, behauptet der Fels von Gibraltar unstreitig eine der ersten Stellen. Gewaltige Katastrophen haben ihn vermuthlich vom übrigen Spanien getrennt und menschliche Kühnheit ist in anderem Sinne dem Beispiele der physischen Kräfte gefolgt, um auf fremdem Boden eine Niederlassung zu gründen und unbesiegbar zu befestigen, welche der Verkehr des mächtigsten Inselreichs mit den Küsten des mittelländischen Meeres eben so sehr erleichtert als dauernd sichert.

Mit seltener Schroffheit erhebt sich der wunderbare Fels plötzlich aus den an ihm sich brechenden Wellen.

Wir waren nun in das mittelländische Meer gelangt, und befanden uns zwischen der afrikanischen und spanischen Küste.

Als wir uns ungefähr an der nordöstlichen Küste Afrika's, etwa noch mehr als einen Tag von Malta entfernt befanden, war das Herannahen eines Sturmes bemerkbar.

Das Meer wurde unruhiger; die Wellen fingen an zu toben, das Schiff tanzte, — daß mir Sehen und

Hören verging. — Ueber zwölf Stunden schon dauerte dies eigenthümliche Lustspiel. — Ich bekam die Seekrankheit; kalter Schweiß überlief mich auf dem ganzen Körper; jede Bewegung, jede Erhebung des Hauptes vermehrte das Uebel; der Sturm heulte, die Wogen brandeten an dem festen bepanzerten Bau des Schiffes, und schauerlich ertönte — es war indessen Nacht geworden — das donnerähnliche Getöse der anstürzenden und abprallenden Wasserberge. — Etwas bange und erwartungsvoll sahen wir der nächsten Zukunft der ersten und schon so stürmischen Seefahrt entgegen. — Wilde Wasserwogen schlugen über dem Schiffe zusammen, bedeckten und verjagten uns von den von uns eingenommenen Plätzen. — Die meisten waren schon in den unteren Schiffsräumen, — hier Zwischendecke genannt, — doch ich hatte beschlossen, so lange auf dem Verdecke zu verbleiben, als noch Andere auf demselben sein konnten, um einmal die Schrecken eines Sturmes auf dem hohen Meere in seinem vollen Umfange erfahren zu können.

Wasserberge mit schäumenden und überschlagenden Spitzen, — tiefliegende Thäler entstanden und verschwanden, — hoben und senkten das Schiff, oder legten es seitwärts; ich erfaßte eben im Momente, als das ungeheure Schiff sich fast ganz seitwärts senkte, einen neben mir sitzenden Seesoldaten, und suchte mich einige Zeit an ihm festzuhalten; doch bald fühlte ich betäubenden Schwindel und Reiz zum Erbrechen; ich taumelte, erblaßte, und gab dem Meere endlich den bekannten Tribut.

Ich erfuhr nun, was Seekrankheit sei, wahrlich keine Kleinigkeit; zum Sterben und doch nicht zum Sterben.

Mit mächtiger Anstrengung arbeitete sich der Dampfer mühsam durch die feindliche Wassermasse, und man war genöthigt, — da man des Sturmes wegen nicht wohl in den Hafen von La Valetta, der Hauptstadt Malta's, welche Insel wir indessen erreicht hatten, einlaufen konnte, — außerhalb des Hafens vor Anker zu gehen.

Als endlich am nächsten Morgen der Sturm sich gelegt, fuhren wir in den herrlichen geräumigen Hafen von La Valetta ein. — Diese hübsche und zweckmäßig gebaute Stadt, in der überall Leben und englische Reinlichkeit herrscht, gehört durch die unbezwinglichen Festungswerke sicher zu den ersten Festungen der Welt. — Nur durch Hunger und Verrath, nicht durch offene Gewalt kann sie fallen. Die natürlichen Felsenmauern, sowie die Kunst der Malteser-Ritter haben die festen Punkte selbst den wilden und mit Uebermacht stürmenden Türken unbezwinglich gemacht.

Drei Tage blieb unser Schiff in La Valetta vor Anker; täglich erhielten Offiziere und eine gewisse Anzahl Unteroffiziere Permission in die Stadt, und so war es auch mir am zweiten Tage ermöglicht, diese Erlaubniß zu erhalten.

La Valetta gefiel mir vorzüglich. — Auffallend kam mir die Tracht der Malteser Frauenzimmer vor, die alle einen breiten schwarzen Ueberwurf tragen, was ihnen ein ernstes, vielmehr klösterliches Ansehen gibt.

Zufälligerweise kam ich in die Nähe der Kirche St. Johann, die Cathedrale und einstige Hauptkirche der Johanniter oder Malteser-Ritter. — Die edelsten und größten Helden des Johanniter-Ordens liegen hier begraben, und kunst- und prachtvolle Grab-Monumente zieren ihre Ruhestätten.

Zu guter Stunde sollten wir Abends wieder auf dem Schiffe eintreffen; doch wiewohl wir alle miteinander erst gegen Mitternacht auf das Schiff zurück kamen, hatten wir deßwegen auch nicht die geringste Ahndung erfahren. — Der nächste Tag, den wir noch im Hafen zubringen mußten, verging uns schnell. — Die Besuche hochgestellter Persönlichkeiten auf unserem Schiffe, sowie die Lebhaftigkeit im Hafen selbst, trug sehr viel zur Kurzweiligkeit bei.

Zweites Kapitel.

Kleinasien. Smyrna. Ausführlicher Bericht über diese Stadt. Bazar. Umgebung. Burnabat. Caféhäuser des Orients. Türkische Moschee. Umgebung. Friedens-Nachrichten. Rückfahrt nach England. Shorncliff. Sandgate. Capitain im Schuldthurm. Befreiung desselben. Auflösung der großbrittanischen Legionen. Abfahrt von England. Paris. Napoleons-Tag. Straßburg. Schaffhausen. Constanz. Friedrichshafen. Ulm. Augsburg.

„Leb' wohl, du kahler Strand, leb' wohl,
„Das Meer hüllt dich mir ein,
„Der Nachtwind seufzt, die See geht hohl,
„Und wilde Möven schrei'n.
„Die Sonne sinkt in's Meer, und wir,
„Wir folgen ihrer Pracht;
„Ihr dieses Lebewohl und dir,
„O Heimath — gute Nacht!"

Am vierten Tage zogen wir wieder hinaus in die wogende See. — Malta's flache, gelbe, wald- und gebirglose Küste war bald in weite, kaum kennbare Ferne entrückt, und wieder waren wir auf dem hohen Meere. — Einen weiteren Sturm von Bedeutung hatten wir nicht mehr erlebt und von Portsmouth an gerechnet nach

einer drei und vierzigtägigen, mitunter höchst beschwerlichen Schifffahrt vorbei an Candia, durch das Inselmeer des Archipelagus, — auch das ägäische Meer genannt, und durch die Straße der Dardanellen oder den Hellespont mit dem Marmormeer verbunden, — langten wir an der Küste von Kleinasien und sodann in Smyrna an.

Leider zur Nachtzeit waren wir in den Hafen eingelaufen. — Welche Ueberraschung daher uns am nächsten Morgen erwartete, ist leicht zu vermuthen.

Wir waren gegen Tagesanbruch ausbarquirt, und hatten in der Nähe der Stadt, unweit der Straße nach Manissa, unser Lager geschlagen.

Nun hatte ich die ersteren Tage sehr viel zu thun. — Gleich nachdem wir ausbarquirt waren, begab ich mich mit 6 Mann in das Innere der Stadt, um Lebensmittel, Café und dergleichen einzukaufen, und hatte ich nun Gelegenheit, Smyrna, — wenn auch nur oberflächlich, — zu sehen.

Die größte und wichtigste Handelsstadt Kleinasiens, gewährt sie von außen, amphitheatralisch um einen Berg gebaut, ein schönes Ansehen, täuscht aber, wie alle türkischen Städte, bei näherer Besichtigung, — da sie nur enge, schmutzige Gassen hat, und sehr dicht bevölkert ist.

Die Levante gleicht dem großen Thurm von Babel. Wohl nirgends in der Welt werden mehr Sprachen durcheinander gesprochen. — Der erste Abend, den ich in einem türkischen Café zubrachte, bestätigte dies. — Wir saßen zu eilf an einem Tisch und konnten doch in sechs Zungen reden: Französisch, Englisch, Deutsch, Italienisch, Griechisch und Slavisch. In einsylbiger Unterhaltung erklangen am selben Tisch türkische Laute.

Ein Virtuose im Flaniren würde in Smyrna reiche Ausbeute für die Schaulust finden. Von eleganten Magazinen, Galerieen und Passagen à la parisienne ist freilich nicht die Rede, es gibt auch keine interessanten Dämchen zu verfolgen, mit zierlichem Fuße und coquett aufgehobenem Kleide, es rollen keine Equipagen durch die Straßen und wenn man ermüdet, ist weder ein Omnibus noch eine Droschke vorhanden. — Möge man meinen Geschmack barbarisch oder verwildert nennen, ich gestehe, daß mir das farbenvolle, in seiner Selbstständigkeit und Freiheit eigenthümliche Lebensbild einer großen orientalischen Stadt unendlich besser gefällt, als das einfarbige und einförmige, dem Zwange der Mode und des „guten Geschmacks" nivellirte Treiben unserer Metropolen, sei es in Regentstreet oder Picadilly, auf den Boulevards oder in den Champs Elysées, auf dem Marcusplatz oder dem Toledo, unter den Linden oder in der Jägerzeil. — Von Trottoiren ist freilich bei der Wanderung abzusehen, das Pflaster hat ganz polizeiwidrige Löcher und sieht an einzelnen Stellen aus, als wie bei uns im Jahre 1848 nach einem Barrikaden-Kampfe. Träumerischen Gedanken darf man sich auch nicht überlassen. Es funkelt Einem aus einem leicht vergitterten Fenster das Feuer zweier Augen zu, man hebt den Kopf, um besser zu sehen, aber ein Kameel, das mit seinem weichen Tritte unvermerkt dahinschreitet, schiebt einem den Hut auf die Nase. Und kaum ist man dieser Charybdis entronnen, so fällt man in die Scylla eines türkischen „Hamal" (Lastträgers), der auf seinem breiten, flachgebeugten Rücken Lasten bis zu 10 Zentner Schwere trägt und den zufällig Passirenden damit an die Wand drückt, daß man dem Himmel danken möge

für die schlanke Taille, die er einem bis jetzt gelassen. — „Der Teufel," wird man mir aber zurufen, „hole dich mit deiner Einladung zum Flaniren in den Straßen Smyrna's." Nur sachte, es lernt sich Alles, auch dieses, den Knäuel der Menschen zu durchdringen, ohne gepreßt und beschmutzt zu werden, und über das Pflaster zu balanciren, ohne Beine und Hals zu brechen.

Man besteigt einen der Esel, die mit Bändern und Blumen die Stirn geschmückt dort an irgend einem Brunnenpfeiler lehnen. So wenig etwa schwäbische Bauern den Beduinen gleichen, so wenig gleichen diese guten Thiere ihren guten Brüdern in Rüdesheim, die auf den Niederwald so manche dicke Engländerin zu tragen pflegen. Es ist ein unverkennbar höherer Schwung in der hiesigen Raçe, ich möchte sagen: eine Intelligenz und ein Temperament, die den deutschen Brüdern abhanden gekommen sind. Man gewöhnt sich an Alles, die Sinne stumpfen sich ab. Was mir im Orient am schwersten geworden, zur Unempfindlichkeit zu bringen, das ist das Gehör. Der Lärm und das Geschrei der unteren Volksklassen bei der kleinsten Verrichtung fängt bereits in Italien an; die Griechen sind noch mehr vorgerückt, allein das Außerordentlichste leisten die Araber.

Ueberrascht betrachtete ich anfänglich die morgenländische Tracht, — die türkischen Turbane und so viele mir noch ganz fremde Sitten. Die gespensterhaft weiß oder schwarz verschleierten türkischen Frauen veranlaßten anfänglich meine besondere Neugierde.

Der Bazar, von den Türken Imir genannt, — der öffentliche immerwährende Markt von Smyrna ist bekannt. — Das Wort „Bazar" in seiner ausgedehnten

Bedeutung begreift das ganze Quartier, wo von den ersten Bedürfnissen des Lebens bis zum verfeinerten Luxus en detail verkauft wird. In den Bazar von Constantinopel kann man die ganze freie Stadt Frankfurt hineinsetzen, und wenn der von Smyrna auch nicht so riesige Ausdehnung hat, so kann man sich doch eine Stunde wohl ermüden, bis man ihn in seinen verschiedenen Departements durchmessen hat. Das Ganze bildet ein Agglomerat, verbunden mit massiven Fundamenten, die bestimmte Categorien von Waaren und Handwerker vereinigen, und in Straßen und Plätze sich eintheilen.

Einige Tage später kam ich mit einem Unteroffizier in die Nähe einer Moschee. — Die Neugierde trieb uns, näher hinzuzugehen; doch ein türkischer Kirchenwärter vertrat uns den Weiterweg. Derselbe verstand jedoch etwas Weniges französisch, und als wir ihm unsern Wunsch, die Moschee zu besichtigen, zu verstehen gegeben hatten, nöthigte uns derselbe, vorerst unsere Schuhe auszuziehen, zum Zeichen der Ehrfurcht gegen türkisches Heiligthum. — Die Erfüllung unseres Wunsches zu sichern, gehorchten wir, da wir wohl wußten, daß nicht einmal Muhamedaner mit Schuhen die Moschee betreten dürfen.

In bloßen Strümpfen traten wir nun in dieses türkische Heiligthum ein.

Doch welche Ueberraschung! — Der Boden war mit schönen Teppichen bedeckt, um darauf sitzen zu können. Eine hohe Kuppel wölbte sich über den stillen Räumen. Viele Lampen, Straußeneier und Roßschweife hingen in messingenen Kettchen vom Dache herab. Auch ein Bild der heiligen Stadt Mecca hing an der Wand.

Mecca, in der Landschaft Hedschas, in Arabien, ist der Geburtsort (569) Muhamed's; diese Stadt besitzt die heilige Kaaba, d. i. das Hauptheiligthum, wohin jeder Muhamedaner wenigstens einmal in seinem Leben wallfahrten muß.

Die Stadt Mecca, sowie Medina mit Muhameds Grabmal in einer prachtvollen Moschee (632) sind den Muhamedanern heilige Städte.

Sowohl die heilige Kaaba, — wie auch das Grab Muhameds, sind den Christen unzugänglich.

Sonst war in den weiten Räumen nichts zu sehen. Wir hatten uns das Innere der Moschee ganz anders vorgestellt. — Smyrna hat überhaupt nichts besonders Anziehendes. Man muß sich nur eine große, lebendige Handelsstadt denken.

Wie bewältigend die Erinnerungen des klassischen Alterthums uns gerade hier vor Augen treten, so meine ich, darf der Gegenwart doch nicht alles Recht versagt bleiben. Ich bin nie Freund jener Reisemethode gewesen, welche immer nur die todten Gegenstände, die Merkwürdigkeiten des Murray und „Bädecker" betrachtet und mit pädantischer Befolgung eines „Wegweiser" das Reisegewissen für befriedigt hält; ich habe ohne dasselbe gerade genug zu unterdrücken, doch mich stets mit Vorliebe dem Leben und den Menschen, die es bilden, zugewendet. Es mag sein, daß ich darüber diese oder jene Säulenhalle versäumt, daß ich nicht jedes alte Trümmernest erstiegen habe, und von dem Inhalt so mancher Schlösser und Bibliotheken gerade nicht allzuviel zu erzählen weiß; ich halte mich aber dafür reichlich entschädigt durch so manchen Genuß des unmittelbaren Verkehrs mit dem Volke fremder Länder, sei es

in seinem privaten, socialen, oder in seinem öffentlichen politischen Leben.

Die Regierung dieses Landes hat keinen Sinn für Kunst oder Verschönerung; der Türke kennt nur sein Haremleben.

Die Umgebung Smyrna's ist reizender. Das Meer, der schöne Golf von Smyrna, das prächtige Engthal, heut zu Tage noch das Paradies genannt, sind herrliche Ansichten, und haben durch die reichlich in der Gegend wachsenden Cypressen einen eigenthümlichen Reiz. Die Cypresse ist ein den südlichen Gegenden angehöriger Baum von schönem, pyramidenförmigem Wuchse; seine balsamische Ausdünstung ist der Gesundheit sehr zuträglich und soll besonders Lungenleidenden heilsam sein.

Bis auf weiteren Befehl hatten wir in Smyrna zu verbleiben.

Auf den Besuch der Caféhäuser verwendete ich manche Stunden. Ein stereotypes Attribut des Orients ist das Caféhaus. Café und Tabak findet man oft leichter, als Brod und Fleisch, und die elendeste Hütte der Nomaden wird dem Wanderer eine feinere Bohne zu kosten geben, als manches Hotel unserer Großstädte. — Das türkische Caféhaus ist, was bei uns die Wein- und Bierkneipe. In ihm verbringen Viele die Hälfte ihres Lebens, und seine Fundamental-Gesetze wiederholen sich überall in der Levante, wie viel auch die Einzelnheiten verschieden sind. Die Bereitung des Café's ist ganz dieselbe im spiegelerglänzenden Café von Pera, wie in der Baracke des Wachtpostens einer Caravanenstraße. Ich will hier Liebhabern das genaue Rezept geben. — Der Café ist zu rösten, nicht zu brennen, dann in einem Mörser fein zu Pulver

zu zerstoßen. Das Wasser wird mit dem Café, wovon man für jedes Täßchen circa ein halbes Loth nimmt, aufgekocht. Man rührt sorgfältig, läßt den Blechtopf am Feuer, bis der Inhalt aufschäumt, zieht dann zurück und wiederholt das Manöver 3 bis 4mal. Beim Ausgießen muß ein braunes Mousseux oben schwimmen, das ist unerläßliche Bedingung.

Die Tassen sind von kleinster Dimension, und werden meist in einer Untertasse von Silber servirt. Man genießt den Café glühend heiß, und was die ächten Gourmands sind, die nehmen den kleinen Finger und holen sich damit den Satz heraus. Uebrigens wird nur beste Qualität Mokka oder Domingo verbraucht. — Die Caféhäuser sind mit einer Vorhalle umgeben, rings herum laufen Divans von Holz in den Baracken, mit Kissen von Seiden-Damast in den feinen Etablissements; darauf sitzen die Türken mit unterschlagenen Beinen. Ein kleiner Hof, in ein Gärtchen mit fließendem Wasser verwandelt, ist für die vornehme Welt, und es gibt da Stühle und Tische in niedriger Miniatur-Ausgabe. Hier zahlt man das Doppelte (circa 3 kr.), die Türken kommen mit 5 Paras weg. Man trinkt Café zu jeder Tagesstunde, häufig auch zuvor ein Glas Raki, Schnaps aus Mastix oder Anis, der in der Hitze äußerst kühlend und erfrischend wirkt. Dazu die Délice des Rauchens, eine auf jede Bewegung des Gastes aufmerksame Bedienung, und man begreift, wie Stunden in solchem dolce far niente (der Orientale hat dafür das arabische Wort „Kaff" allgemein adoptirt), angenehm verschwinden. Man blickt behaglich in das Treiben des Bazars oder in den blauen Himmel, auf das dunkel widerstrahlende Meer und das vom Sonnenglanz umflossene Land. Es

gibt da keine Zeitungen, kein Billard, kein Domino, kein Sechsundsechzig, nichts was störend einwirke auf diese Intensität der Ruhe, die den Orient charakterisirt.

Das Namensfest der Königin wurde durch eine Feldmesse, große Revue, Paradefeuer und Abends in lustigen Kreisen im Lager, durch Anstimmung des „Good save the Queen“ (englische Nationalhymne) gefeiert. Unsere Regiments-Musik (Janitscharen-Musik), spielte den ganzen Abend. — Janitscharen, eigentliche Jeni Tscheri, will sagen „neue Truppen,“ und waren ursprünglich ein von Sultan Murat I. aus der schönsten und kräftigsten Jugend der besiegten Völker gebildetes Fußvolk, das fortan ein regelmäßig stehendes Heer ausmachte, und dessen Tapferkeit bekannt war.

Durch wöchentliche Reisemärsche und größere Manövres, zu welchen öfters mehrere Tage verwendet wurden, hatten wir auch Gelegenheit, uns weiter von Smyrna zu entfernen und manches Interessante zu sehen. So kamen wir einmal bis Manissa, einer nördlich von Smyrna, mehr in das innere Land hinein gelegenen Stadt.

Besonders erwähnenswerth ist das Dorf Burnabat, nur zwei Stunden von Smyrna entfernt, am Fuße des alten Sipylus, über welchen man nach Magnesia und die Hermus-Ebene hinabsteigt. — Es sind hier zumeist die mehr oder minder eleganten Landhäuser der reichen Handelsherren. Was Aussicht, Lage, Clima und Himmel anbetrifft, so will ich es auf jeden Vergleich ankommen lassen; — das Auge umfaßt die ganze Ebene, die in einer gleichmäßigen Ausdehnung von etwa 4 Stunden Breite und Länge sich von dem Schloßberge Smyrna's, der alten Akropolis auf dem Berge Pagus, bis an die

Defileen des Sipylus erstreckt. Gut bewässert und reich angebaut, contrastirt sie wirksam gegen die einförmige Sterilität der von 3 Seiten sie umschließenden Gebirgszüge, die sich theilweise bis zur beträchtlichen Höhe von 6000 Fuß erheben und in ihren Schluchten noch Schneestreifen bergen, als Erinnerung des harten Winters. Die Formen sind äußerst pittoresk und verrathen die mechanische Werkstätte, welche die Spuren ihrer Thätigkeit in zahlreichen Trümmern an den Tag gelegt, und die Stadt der Amazonen und des Homer mit zehn verheerenden Erdbeben heimgesucht hat. Eine weitere Seite des Panorama's öffnet sich gegen die Stadt selbst und das Meer, das bis über den Golf von Burla hinaus sichtbar ist. Der Bosporus ist eine Landschaft, die keinen Vergleich zuläßt, der vielgepriesene Golf von Neapel aber dürfte an dem Busen von Smyrna einen Rivalen finden; wenigstens wäre das Sprichwort außer Curs zu setzen, „daß man sterben müsse, wenn man Neapel gesehen." Das durchsichtige Blau des jonischen Himmels mit seinem Farbenwechsel ist noch heute dasselbe, wie vor 2300 Jahren, wo die Cultur des Menschengeschlechtes hier die herrlichsten Triumphe feierte. Unweit Nymphia, einem 5 Stunden von Smyrna auf dem Wege nach Kassaba, zwischen Kirschen- und Aprikosenwäldern reizend in einem Engpaß der Sipylus gelegenen Dorfe, ist noch das Sesostrisbild, das Denkmal höchsten Alterthums, zu sehen.

Doch auch dieses schöne Land hat in dem brennend heißen Wind (Samum genannt), der besonders im Mai und Juni aus der arabischen Wüste herweht, sowie öftern Erdbeben und der manchmal furchtbar wüthenden Pest, schreckliche Plagen.

Wir erwarteten täglich Befehle, uns in die Krim einzuschiffen; doch gerade als wir am wenigsten gehofft, trafen Friedens-Nachrichten ein.

Anfänglich trauten wir diesen Gerüchten nicht; doch alsbald waren dieselben officiell bestätigt, und zugleich traf die Ordre zur sofortigen Rückkehr nach England ein.

Wir wußten nun, daß unsere Dienstzeit bald beendigt sei, und traten erfreut die Rückfahrt nach England an. Nach einer 37tägigen, zum Theil stürmischen Fahrt und nach einem nur 2tägigen Aufenthalte in Gibraltar liefen wir in Portsmouth ein. Die Krim hatten wir sohin gar nicht gesehen.

Nach einem Rasttage setzten wir mit der Bahn die Reise über Brigthon und Dover nach Folkestone und dem eine Stunde von Folkestone auf einer ziemlichen Anhöhe am Meere gelegenen Camp Shorncliff fort.

Zu Tausenden waren die Neugierigen bei unserer Ausbarkirung zugegen, und bis Folkestone kam uns die Musik des I. Schweizer-Regimentes entgegen.

Wir nahmen die uns zugetheilten Baracken in Besitz; ich theilte meine Mannschaft, und sobald ich die dringendsten Geschäfte besorgt, begab ich mich nach dem am Fuße der Anhöhe liegenden Städtchen Sandgate, um in der Alma, — einer aus dem Krimfeldzuge bekannten Schlacht bei Alma, so benannten Restauration, — alte Bekannte, die ich vor der Einschiffung nach Smyrna kennen gelernt hatte, zu besuchen.

In dieser Restauration befanden sich zwei herzallerliebste Mädchen, Miß Jenny 17, und Miß Lise 18 Jahre alt („Miß" entspricht unserm deutschen „Fräulein"), und waren vorzüglich die Deutschen dortselbst beliebt, und

der tägliche Sammelplatz derselben geworden. Mehreremale spielte hier unsere Regiments-Musik und waren Offiziers- und Unteroffiziers-Bälle, die in der Regel sehr glänzend ausfielen, veranstaltet worden. Bei solchen Gelegenheiten fehlte es nie an doppelt englischen Tänzerinnen!

Auch wurden an Sonntagen Nachmittags Ausflüge nach Remsgate, Heithe und besonders Folkestone unternommen, welch' letztere Stadt sehr freundlich und gemüthlich genannt werden kann.

Den „Sonntag" in England anlangend, kann ich nicht ganz mit Stillschweigen darüber hinweggehen. — Man hört so oft sagen, daß es auf Gottes Erdboden nichts Langweiligeres gäbe, als einen Sonntag in England, und daß hinter der unnatürlichen Stille, mit welcher die Britten den Sonntag am würdigsten zu feiern glaubten, pure Heuchelei verborgen sei. — Der ächte deutsche Spießbürger, der sich einen Sonntag ohne Concert- und Tanzmusik, oder ohne Kartenspiel in einer qualmigen Bierstube und ohne eine außerordentliche Consumtion an Spirituosen aller Art nebst obligatem Haarbeutel nicht wohl vorstellen kann, ein solcher Biedermann wird freilich sich entsetzen vor der „puritanischen Strenge," welche die englische Sabathfeier vor der continentalen auszeichnet, indeß dürfte, wie in vielen andern Stücken, so auch in dieser Beziehung, England besser als sein Ruf sein. Daß das entsetzliche Gewühl in den Straßen der ungeheuern Hauptstadt Englands am Sonntage einer wohlthuenden (natürlich nur verhältnißmäßigen) Stille Platz machte, wird sicherlich als Erholung für die in den 6 Wochentagen sattsam abgequälten Nerven der Millionen Ein-

wohner des Städte-Leviathans dankbar erkannt, und daß die public houses und die Schnaps-Paläste wenigstens den siebenten Tag in nur geringerem Grade als gewöhnlich der Schauplatz wüsten und oft entmenschten Treibens sind, wird keinem gebildeten und gesitteten Menschen zum Aergerniß gereichen.

Mein Capitain B., ein lebenslustiger, und noch etwas mehr, ein leichtsinniger Mann, hatte für die kleineren Equipirungsstücke der Mannschaft bei einem Juden in Dover eine bedeutende Schuld contrahirt, und ward eines Abends unverhofft, nachdem der Major seinen Säbel durch den Bataillons-Adjutanten hatte abholen lassen, in den Schuldthurm beordert.

Kaum hatte ich dies erfahren und die Compagnie hievon verständigt, so war schon ein Theil der Mannschaft auf meiner Seite, und mit der von mir vorgeschlagenen Befreiung des Capitains aus dem Thurme, nöthigenfalls mit Gewalt, einverstanden.

Abends gegen 9 Uhr, um bei der Contre-Appell wieder present zu sein, schlichen wir uns, jeder sein Bajonett unter dem Mantel, aus dem Lager und näherten uns dem ohnedies in einem ziemlich abgelegenen Stadtheile gelegenen Schuldthurme.

Die mir folgende Mannschaft, es waren 29, verbargen sich in dem Schatten einer nahe gelegenen hohen Mauer. Ich klopfte an dem Thorflügel, der zur Wohnung des Gefängnißwärters führte.

Derselbe öffnete ein nahes Fenster, und auf sein Befragen erklärte ich ihm, daß ich nur einige Zeitungen und Papiere für den Capitain habe, selbe ihm aber eigenhändig abgeben müsse. —

Alsbald öffnete sich der eine Flügel des massiven

Thores, und zum nicht geringen Schrecken des Wärters, welcher mit der Leuchte in der Hand zitterte, traten die indessen näher herangekommenen 29 Mann mit mir ein. Sichtlich verhofft fragte mich derselbe, was das zu bedeuten habe, worauf ich ihm befahl, das Thor zuzumachen, er brauche keine Besorgniß zu haben, es geschähe ihm nichts Leides, es handle sich nur um den in Gewahrsam befindlichen Capitain. Wenn ihm sein Leben lieb sei, so solle er uns nun sofort das Zimmer des Capitains öffnen und uns denselben frei geben; außerdem müßten wir Gewalt anwenden, und würden nur zu seinem Nachtheile doch zum Ziele gelangen.

Der alte Mann sah wohl schnell ein, daß er uns nicht Trotz bieten könne, behändigte uns ängstlich den betreffenden Schlüssel und wies uns die Vorthüre, welche in das Zimmer des Capitains führte.

Schnell ward geöffnet und unser Capitain, befreit, in unsern Armen.

Wie bereits erwähnt, derselbe war ein leichtsinniger Mann, aber ein kühner Offizier und wegen seines ächten Soldatengeistes von uns sehr geschätzt. Zudem war er der schönste Offizier im Regimente, und seine mehrfach decorirte Brust bewies, daß er schon manche Kugel hatte pfeifen hören.

Wir schlichen uns still wieder an verschiedenen sichern Orten einzeln in das Lager zurück, ohne daß nur ein einziger Mann von den Wachen um's Lager angehalten worden wäre.

Andern Tags erst machte die That Aufsehen. Der Thurmwärter war natürlicherweise genöthigt, von dem Vorfalle Anzeige zu erstatten. Wir hatten ihm das Versprechen abgenommen, daß wenn ihm möglicherweise

die ganze Compagnie vorgestellt werde, um die muthmaßlich Betheiligten herauszufinden, er, wenn ihm sein Leben lieb sei, keinen erkennen dürfe, was er uns auch zugesagt hatte.

Doch es kam nicht so weit. — Der Major, dem der erste Rapport gemacht werden mußte, war zwar gewillt, die Sache weiter zu verfolgen, doch Colonel Dicson, — einer der besten englischen Offiziere, ein ächtes Soldaten-Charactére, — dachte anders. — Als ihm der Rapport gemacht ward, sprach er: „Eine solche Compagnie ehre ich, und Sie, mein Capitain, können stolz sein auf ihre Compagnie; sie ist in zweifacher Beziehung die erste Compagnie des Regiments."

Diesen Urtheilsspruch hatten wohl Wenige gehofft. Jener Jude aber ließ sich, wie wohl er noch manches Pfund Sterling im Lager zu gut gehabt hätte, nie mehr, weder im Lager noch auch nur in dessen Nähe sehen.

So waren noch einige Wochen vergangen. Die Vorarbeiten zur Auflösung der verschiedenen Legionen waren schon so weit gediehen, daß bei meiner Compagnie mit Entwaffnung begonnen werden konnte.

Nun waren wieder eine Menge von Listen und Verzeichnissen zu fertigen, die, besonders über das Auseinandergehen der Mannschaft, deren Bestimmungsorte 2c. geboten waren.

Da uns laut Capitulation freistand, entweder in eingeborne Regimenter einzutreten, im Civilstande in England zu verbleiben, kostenfrei nach Amerika, Cap der guten Hoffnung, oder jedwede sonstige englische Besitzung auszuwandern, oder auch auf Kosten des englischen Gouvernements uns in die Heimath zu begeben, in welch' letzterem Falle die Reise-Entschädigung von

Straßburg aus baar vorzuschießen war, so mußte über alle diese einzelnen Bestimmungen die Mannschaft gehört und die zu fertigenden Etats alle schleunigst vorgelegt werden.

Das erste Detachement von hundert Mann, die sämmtliche beabsichteten, in die Heimath zurückzukehren, und unter welche auch ich mich zählte, war zum Abgang bereit.

Nachdem ich mich von meinem Capitaine und sonstigen bekannten Offizieren und Unteroffizieren beabschiedet hatte, verließ ich zugleich als begleitender Unter-Offizier mit dem ersten Detachemente Shorncliff; wir marschirten nach Folkestone, benützten nach Dover die Eisenbahn, und um 11 Uhr Vormittags waren wir schon an Bord des französischen Postdampfers „Courier de Calais,“ um nach dem Continente überzufahren.

Um 11½ Uhr verließen wir den Hafen von Dover; die See war einem Spiegel gleich; kein Wölklein war am blauen Horizonte zu entdecken; nie hatte ich eine so ruhige Seefahrt gemacht. Bereits war die englische Küste unseren Blicken entschwunden, dagegen die nördliche Küste Frankreichs aus dem Wasser aufgetaucht.

Gegen 2 Uhr hatten wir Calais erreicht; wir konnten sofort ausbarquiren, und nachdem sich die französische Zollbehörde durch ihre Vertreter überzeugt hatte, daß wir Contrebande nicht mit uns führen, — konnten wir, ein Jeder, gehen wohin er wollte.

Die Mannschaft ward nur noch aufmerksam gemacht, daß präcis 9 Uhr Abends die Abfahrt nach Paris stattfinde, und der Fehlende allen erwachsenden Nachtheil sich selbst zuzuschreiben habe. Calais bietet nicht viel Sehenswerthes: der Hafen ist schlecht; die Belagerung

der Stadt durch König Eduard III. von England ist geschichtlich bekannt.

Abends nach 9 Uhr fuhren wir mit dem Train nach Paris ab, woselbst wir am nächsten Vormittag eintrafen.

Gegenüber dem Straßburger Bahnhofe im Hotel New-York, früher ein englisches Werbe-Depot, nahmen wir gemeinsamen Mittagstisch. Ungeschmeicheltes Lob in Bezug auf Bedienung, Speisen und Getränke muß dem Inhaber dieses Hotel garni gespendet werden.

Die eigentliche Abdankungs-Commission war in Straßburg; doch konnten Unteroffiziere in Paris die Hälfte des als Gratification von Seite der englischen Regierung zu gute habenden Jahressoldes — jeder nach seinem Grade — auf Wunsch vorgeschossen erhalten, und in Paris nach Gutdünken verweilen.

Diese dargebotene Gelegenheit machte ich mir zu Nutzen. Mein Jahressold als Fourrier betrug 1184 Frcs. Ich bezog pränumerando 500 Frcs. und erklärte, vorläufig acht Tage in Paris verweilen zu wollen; mein Gesuch ward genehmigt mit der Bedingung, daß ich zur Empfangnahme der mich noch treffenden Quote mich selbst in Straßburg einzufinden habe und zwar binnen Monatsfrist. —

Vorerst kleidete ich mich in Civil, bezog für einen halben Monat in der Rue du Temple ein freundliches Zimmer mit Nebengemach, und verbrachte nun, nur um Paris zu sehen und in Paris zu leben, gemüthliche Tage. —

In Paris fehlt es nicht an Amüsement. — Besonders interessant sind die wissenschaftlichen und Kunst-Sammlungen im Palast Louvre. Merkwürdig ebenfalls die Tuillerien mit ihren schönen Gärten. Keine Stadt

der Welt ist reicher an Prachtgebäuden und Monumenten, als die Hauptstadt Frankreichs. Zu den berühmtesten und allbekanntesten der erstern gehört unstreitig das Palais royal. Dieser Palast ist nicht allein reich an geschichtlichen Erinnerungen der mannigfachsten und besonders scandalöser Art, deren die Vergangenheit der meisten merkwürdigen Pariser Gebäude so vielfach darbietet, sondern es war von lange her und ist noch heute so zu sagen ein wahrer Marktplatz des Pariser öffentlichen Lebens, ein Eigenthum und Haupttummelplatz desselben, und das ist es vorzugsweise, was ihn so auszeichnet, so berühmt macht. Die neue Börse ist wahrscheinlich die schönste auf der Welt; ebenso sehenswerth ist das Invaliden-Hotel mit dem Grabe Napoleons I., wie die „Notre Dame," dieser Prachtbau des 12ten Jahrhunderts.

Nicht vergessen darf ich jedoch den botanischen Garten (jardin des plantes), der ungleich mehr darbietet, als sein einfacher Name erwarten läßt; denn er vereinigt alle Sammlungen, welche zum Studium der verschiedensten Zweige der Naturwissenschaften dienen, und hier (im Amphitheater) werden die meisten Vorlesungen über Zoologie, Botanik, Mineralogie, Chemie, Physik, Physiologie, Geologie, zum Theil durch Männer von europäischem Ruf öffentlich gehalten, während die ungelehrten Freunde der Natur, die Pariser-Bonnen mit ihren Pfleglingen, die Recruten und Handwerksburschen sich an der reichen Menagerie ergötzen, und vorzugsweise das Affenhaus und die Bärengruben umlagern.

Der Culminations-Punkt des Lebens der Nordseite von Paris sind die Boulevards, wo Restaurationen,

Café, Theater, Magazine, ambulante Krämer das genußsüchtige Publikum fesseln.

Die Boulevards theilen sich nach den ihnen parallelen Regionen der Stadt, welche ihre südliche Substruction ausmachen, in eine mehr aristokratische und in eine mehr demokratische Physiognomie. Die erstere kann man von der Madeleine bis zur Porte St. Martin rechnen; die zweite von dieser bis zum Bastillenplatz. — Dort stolziren von Morgens 10 Uhr bis Mitternacht die Rentier und Börsenspeculanten, die Literaten und Künstler, die Stutzer und die Fremden, die den haut goût der modernsten Civilisation schmecken wollen. — Hier sind die Boulevards am Tag ziemlich menschenleer, weil ihre Bevölkerung arbeitet. Abends dagegen füllen sie sich mit ungeheuren Massen von Kleinbürgern und Blousenmännern, die sich hier ergehen und vor den Cassen der hier gelegenen Volkstheater des Ambigu comique, der Folies dramatiques, des Cirqué Olympique und so fort Queue machen.

In die zweite Woche, die ich in Paris zubrachte, fiel gerade der Napoleonstag. Die Festlichkeiten dieses Tages sind alljährlich die großartigsten. Welch' herrliche Beleuchtungen und Feuerwerke! Welche Parade!

Der Kaiser, die Kaiserin, der ganze Hofstaat, die höchsten Würdenträger der Civil- und Militärstellen, hatten sich Mittags bei dem feierlichen Pontifical-Amte in der Notre Dame eingefunden.

Die Festlichkeiten wollten kein Ende nehmen.

Die folgenden Tage benützte ich zu Ausflügen in die nächsten Umgebungen von Paris. Dieselben bilden einen Kreis, dessen Peripherie jene liebliche Hügelreihe ist, wo der Hof seine Sommer-Residenzen in St. Cloud,

Versailles, Meudon, Malmaison, St. Germain u. s. w. wählte, und wo die Geschichte des Hofes ungleich mehr ihren Schauplatz hatte, als in Paris.

Merkwürdig ist das Lustschloß St. Cloud; höchst wichtig Monte Martre, eine Anhöhe mit unvergleichlicher Fernsicht (im Jahre 1814 der Schauplatz blutiger Gefechte, und bekannt aus den Tagen vom 25.—30. Juli 1830.)

Vor meiner Abreise machte ich mit einem Engländer auch noch einen Ausflug nach Versailles, östlich von Paris, eine freundliche Stadt, einst die Residenz der französischen Könige und einer Doppel-Eisenbahn nach Paris.

Nach drei Wochen verließ ich Paris und reiste über **Château Thierry**, **Epernay**, **Châlon**, **le François**, **Bar le duc**, **Toul**, **Nancy**, **Lünneville** und **Sarresburry** nach Straßburg ab. Ich bezog in Straßburg die mich noch treffende Gratifications-Quote der englischen Regierung und weilte noch einige Tage daselbst.

Straßburg gefiel mir gut. Einige freie Promenade-Plätze in der Stadt, mit den Monumenten von Guttenberg und Kleber, der Münster mit seinem schönen gothischen Thurme und seiner berühmten Uhr, sind sehenswerth.

Ueber Schlettstadt, **Colmar**, **Mühlhouse** mit der Eisenbahn weiter gereist, war ich in St. Louis unweit Basel an der Schweizer-Grenze eingetroffen. — Es war bereits Abend und ich hatte beschlossen, hier zu übernachten, noch uneinig, ob ich den Weg durch die Schweiz nehmen, oder gleich unmittelbar bei Hüningen den Rhein überfahren und durch das Badische weiter reisen solle.

Bis am nächsten Morgen war ich über den weiteren

Reiseplan schlüssig. Nach Hüningen, dort über den Rhein nach Leopoldshöhe und Beuggen, von wo ich die Bahn bis Säckingen im Badischen benützte, weiter war die Eisenbahn damals noch nicht ausgebaut, traf ich andern Morgens, von Säckingen ab über Waldshut den Eilwagen nach Schaffhausen nehmend, in Schaffhausen ein.

Außerhalb der Stadt in dem bekannten Hotel Weber stieg ich ab, weniger des Frühstücks halber, das mir jedoch auch angenehm mundete, als der gerade so schön gebotenen Gelegenheit wegen, den Rheinfall zu besichtigen.

Doch, ich stelle es nicht in Abrede, ich hatte mir dieses Naturschauspiel noch viel großartiger vorgestellt. Der Rhein war zur damaligen Zeit sehr klein, was viel dazu beigetragen haben mag, daß der Fall mir minder großartig erschien.

Ich weilte nur eine Stunde in Schaffhausen, und da ich das Dampfschiff, nach dessen Abgang ich mich zu spät erkundigte, versäumt hatte, machte ich mich zu Fuß nach Stein auf.

In Stein, einem kleinen Städtchen am rechten Rhein-Ufer, nahm ich einen Einspänner und über Steckborn und Ermatingen traf ich Abends 5 Uhr in Konstanz ein. Unterwegs hatte ich Gelegenheit, das dem Kaiser Napoleon gehörige Schloß „Arenenburg", von demselben verkauft, von der Kaiserin aber wieder angekauft und neu restaurirt, — rechts an der Straße zwischen Stein und Konstanz gelegen, zu sehen.

In Konstanz weilte ich nicht lange; das nach Meersburg und Friedrichshafen abgehende Abendschiff war eben abgegangen; denselben Abend noch ging ich nach Stade, einem Schifferplatze am Bodensee, etwa eine

halbe Stunde von Konstanz entfernt, und nahm dort eine Barke und einen Schiffer, um noch diesen Abend wenigstens nach Meersburg zu kommen.

Es war noch Tag, als ich nach einer einstündigen Fahrt, die etwas windig und gefährlich war, in Meersburg an's Land stieg.

Ich wollte noch bis Friedrichshafen gehen, kannte aber die Entfernung nicht genau. — In dem zwischen Meersburg und Friedrichshafen gelegenen Dorfe Immenstaat übernachtete ich. Diesen Tag über hatte ich eine schöne Tour gemacht, zudem die vorhergegangene Nacht hindurch im Eilwagen gesessen, nichts geschlafen, und war daher froh, als ich ein comfortables Zimmer und ein vorzügliches Bett erhielt.

Erst spät am andern Morgen frisch gestärkt verließ ich die weichen Federn. Ein vortreffliches Frühstück, bereitet von der hübschen einzigen Tochter des Adler-Wirths, wartete meiner. Es hatte sich alsbald, nachdem ich Immenstaat am Abende vorher erreicht hatte, der starken Hitze des Tages folgend, ein schweres Gewitter entladen.

Erst gegen Mittag verließ ich Immenstaat, und hatte mich der in Geschäften mit seiner Tochter nach Friedrichshafen fahrende Wirth eingeladen, mitzufahren.

Derselbe hatte ein sehr leichtes hübsches Gefährte zur Benützung, und fast nur zu bald hatten wir Friedrichshafen in seiner so schönen Lage am Bodensee erreicht. Ich beabschiedete mich von den braven Leuten, die mir Tags zuvor so vortrefflichen Wein vorgesetzt hatten, und begab mich in das **Hôtel du Gygne** (zum Schwanen), gewiß jedem durch Friedrichshafen Reisenden als das beste Gasthaus **I.** Ranges bekannt.

Es hatten einige eben anwesende Engländer an der Table d'hôte Theil genommen, und hatte ich mich mit zweien derselben in eine Unterhaltung eingelassen, daß ich fast den um 2½ Uhr nach Ulm abgehenden Schnellzug versäumt hätte.

Doch mich zog es mächtig nach der Heimath, und da ich bereits von Straßburg aus den Tag meiner Ankunft bestimmt hatte, suchte ich auch wo möglich noch an diesem Tage einzutreffen, was auch gegen Abends 9 Uhr der Fall war. In Ulm hatte ich mir nur eine Stunde Aufenthalt gegönnt und mit dem Eilzuge flog ich rasch dem ersehnten Augsburg zu.

Drittes Kapitel.

Sommer 1859. Reise über Salzburg und Linz nach Wien. Preßburg. Ofen und Pesth. Semlin. Türkische Hauptgrenzfestung. Belgrad. Ungarische Militärgrenze. Das schwarze Meer. Konstantinopel. Türkische Frauen. Rückreise nach Wien. Innsbruck. Reutte. Durch Bayern und Schweiz nach Frankreich. Römisches Depot in Leimen. Pontarlier. Marseille. Einschiffung nach Italien. Corsika. Elba. Civita-Vecchia. Rom. Bevorzugung. Sehenswürdigkeiten. Capitolium. Ernennung zum Corporal.

„Jedes Ungemach der Zeiten,
„Außer Liebestrennung
„Fand ich völlig unbedeutend,
„Und nicht werth der Nennung.“

Einige Monate waren nach der Rückkehr in mein Vaterland verflossen, ich ward bei einer königl. Behörde bedienstet, und bestand im Jahre 1858 einen von der königl. Regierung von Oberbayern ausgeschriebenen administrativen Concurs mit gutem Erfolge.

Der Sommer des Jahres 1859 war es, welcher in der Geschichte Oesterreichs, Frankreichs und Italiens eine so große Rolle spielte; er hatte auch eine Aenderung meiner Lebensverhältnisse zur Folge.

Meine Lust zum Militärleben, zur Betheiligung an einem Feldzuge erwachte stärker als je in meinem Innern, zumal ich gerade zur damaligen Zeit keine besonders angenehmen Stunden unter Amor's Fahne erlebte.

Mitte Juli verließ ich das Städtchen M., wo ich mich die letzten Jahre befand, und so manchen vergnügten Tag im Kreise meiner Freunde verlebt hatte, — ich verließ abermals Alles, was mir theuer war, und zwar eines gewissen gespannten Verhältnisses halber, ohne mich auch nur zu verabschieden, und reiste über München, Rosenheim und Traunstein nach Salzburg.

Ich hatte diese Gegend noch nicht gesehen, und zog daher die Reise zu Fuß vor; zudem war auch die Eisenbahn bis Salzburg noch unvollendet.

In Salzburg weilte ich zwei Tage, und sprach mich die Umgebung der Stadt sehr an; besonders romantisch ist der Anblick der Feste Hohensalzburg.

Ueber Hof und Mondsee, am See gleichen Namens, kam ich nach Gmunden, diesem freundlichen Städtchen am Ebensee, wegen des nahe gelegenen Bades Ischl zur Sommerszeit von sehr vielen Reisenden besucht.

Unweit Gmunden, links ab, an der Straße nach Lambach befindet sich der so romantisch gelegene Tranfall. Dieses Naturschauspiel gewährt eine höchst interessante Ansicht, und zieht viele Fremde aus den fernsten Gegenden herbei. Ueber Lambach und Wels reiste ich nach Linz. Je weiter ich in das Innere Oesterreichs kam, auf desto

größere Truppenmassen stieß ich; schon Salzburg wimmelte von freiwilligen Husaren. Wels war ganz mit Cavallerie, meist Freiwilligen, besetzt. Ebenso hatte ich sehr viel Militär in Gmunden und Lambach getroffen. Die neue Cavallerie-Kaserne außerhalb Wels, ein colossales Bauwerk und eine der größten Kasernen der ganzen österreichischen Monarchie, ward nahezu vollendet.

Wels hat nichts Interessantes, und hatte ich von Lambach hieher die Bahn benützt.

Linz, ganz an die Donau und zu beiden Ufern derselben gebaut, Hauptstadt des ganzen Landes ob der Enns, ist durch den Verkehr auf der Donau und zugleich als bedeutende Eisenbahnstation eine lebhafte, stets von sehr vielen Fremden besuchte Stadt, und hat schöne Promenade-Plätze und eine angenehme Umgebung.

Die schönen Linzerinen sind ohnedieß bekannt. Das Hotel „Frankfurter Hof" ward mir als ein solides Haus empfohlen, und ich habe auch diese Empfehlung in allen Theilen gerechtfertigt gefunden.

Nach zwei Tagen, es war gerade Sonntag, machte ich eine Fußpartie nach Enns, welches Städtchen auf einer ziemlichen Anhöhe, ungefähr eine Stunde von der Donau entfernt, liegt.

Kaum in Enns angekommen, konnte ich mich gerade noch in ein Gasthaus flüchten; denn es entlud sich ein bereits einige Stunden am Horizonte herumziehendes heftiges Gewitter und ich hatte Glück gehabt, dem wolkenbruchähnlichen in Strömen herabstürzenden Regen entkommen zu sein.

Ich ward nun genöthigt, den Nachmittag in Enns zu verbleiben; gegen Abend befand ich mich in dem Kreise einer auserwählten Gesellschaft, bestehend aus dem

dortigen Posthalter, einigen Beamten und Offizieren der damals in Enns liegenden Husaren. In der heitersten Stimmung wurde debattirt, und verschiedene Thema's bis in die Mitternacht hinein bei dem uns vorgesetzten wirklich trefflichen Weine verhandelt. Der von mir ersehnte Schlaf hatte sich alsbald eingestellt, und frohen Muthes trat ich meine Fußreise am andern Morgen vom herrlichsten Wetter begünstigt, über Strengberg nach Wallsee an, wo ich die Donau überschiffte, und auf dem linken Ufer noch bis Grein ging. Dieses Städtchen, unweit dem bekannten Strudel in der Donau, liegt am Fuße eines Hügels, auf dem sich die Kyburg, im 14. Jahrhunderte erbaut, Eigenthum der Herzoge von Kyburg, gegenwärtig im Besitze eines Baron von Hainau, befindet. Von Grein zieht sich die Straße an der Donau über Marbach (Ybbs bleibt am rechten Ufer liegen), Pessenried (mit einem sehr schönen Schlosse), und Pechlarn nach Emmersdorf. Gegenüber letztgenanntem Orte liegt Mölk, diese bekannte großartige auf einem Felsen ganz an die Donau gebaute Benedictiner-Abtei, eines der reichsten Klöster Oesterreichs.

Von Emmersdorf zieht sich die Straße nach der Ruine Dürrenstein (richtiger Tyrnstein), einem Dynasten-Geschlechte des 12. Jahrhunderts gehörige, und durch die Haft des englischen Königs Richard Löwenherz (1192) berühmt gewordene Veste. Heut zu Tage noch bieten die Ruinen dieser auf hohen zackigen Felsen gelegenen Veste eine höchst reizende Ansicht.

Der Weg von Dürrenstein führt nun meist durch Gärten und Weinberge immer den Ufern der Donau entlang, und unter höchst angenehmen Abwechslungen der Landschaften nach Stein und Krems.

Schon einige Stunden bevor man Stein erreicht, wird man unweit dem rechten Donauufer des Klosters Göttweig ansichtig, ein schönes Werk der Baukunst, auf hohen Felsen errichtet. Stein und Krems bieten nichts besonders Merkwürdiges, sind durch eine Allee und Promenade miteinander verbunden, und verdient nur das zwischen beiden stehende große Strafhaus für schwere Verbrecher Erwähnung.

Die Umgegend erzeugt sehr guten Wein.

Ich begab mich hier auf die nach Mauthern führende Brücke, auf das rechte Donauufer, zu Fuß nach St. Pölten und mit der Eisenbahn nach Wien.

Es war indessen starkes Regenwetter eingetreten, und ich hatte mich, es war schon ziemlich spät, mit einem der großartigen Omnibus, wie sie nur in Wien zu finden sind, in die innere Stadt und in ein Hotel begeben.

Der Regen war nicht anhaltend, und ich hatte nun die nächsten Tage so manches zu sehen und Gelegenheit, den Unterschied der drei Städte Wien, Paris und London so recht kennen zu lernen.

Wien, die vornehmste Fabrik- und Handelsstadt von den Donauquellen bis zum schwarzen Meere, mit sehr vielen Vorstädten, welche auch allein es sind, die der Stadt ihren ungeheuren Umfang geben, besitzt schöne Straßen und Bauten. Berühmt ist der 417′ hohe gothische Thurm der Stephanskirche, die in der Mitte der Stadt steht. Ebenso fehlt es nicht an schönen Theatern und öffentlichen Belustigungs-Orten aller Art. Das Burg-, Sophien-, Thalia- und Treumanns-Theater sind die vorzüglichern. Das größte und schönste Schauspielhaus Wien's jedoch, das neue Opernhaus war noch

nicht vollendet, ließ aber schon sehen, daß es ein Kunstwerk der neuesten Zeit zu werden verspricht.

Zu den vortrefflichen Promenaden ist der Augarten, die Glacis, und unter den vielen Belustigungsorten insbesondere die Etablissements von Schwender, Sperl, und so viele andere mehr, namentlich zur schönen Jahreszeit der Prater, zu rechnen.

An großen herrlichen Kaféhäusern und Restaurationen ist Wien vorzüglich reich, und sind hier auch die großartigsten Bierhallen zu finden.

Bei einer Besichtigung der Sehenswürdigkeiten Wiens ist vor Allem andern die Burg (Residenz des Kaisers), das Arsenal, die neue Franz-Josephs-Kaserne, die wirklich kostbar und prachtvoll ausgestattete griechische Kirche nicht zu übersehen.

Unweit Wien sind die kaiserlichen Lustschlösser Schönbrunn und Laxenburg bemerkenswerth.

Viele Merkwürdigkeiten, Kunstsammlungen und Kunstbauten könnte ich noch anführen; doch wollte ich nur des Hauptsächlichsten Erwähnung thun. Von Wien aus machte ich mich über Wagram (bekannt durch den Sieg der Franzosen am 5. und 6. Juli 1809), zu Fuß nach Preßburg, wo ich sehr nahe Anverwandte besuchte, und einige Tage in dieser einst ungarischen Hauptstadt verweilte.

Preßburg (ungarisch Posony), am linken Donauufer, hat eine höchst angenehme Umgebung, die wirklich herrlichen Wein erzeugt. Die kaiserliche Burg liegt seit dem Brande von 1811 in Trümmern.

Von Preßburg ab benützte ich das Dampfschiff und kam vorbei an der starken Festung Komorn nach Gran und Ofen, ungarisch Buda genannt, eine herrliche Stadt

am rechten Donauufer, voll von Prachtbauten, die man vorzüglich in der Oberstadt auf dem Festungsberge findet, und wo sich ganz besonders das kaiserl. Residenz-Schloß auszeichnet, in dem die Krone Ungarns verwahrt wird und der Palatinus seinen Sitz hat.

In Ofen sind noch prächtige von den Türken erbaute Bäder zu finden.

Eine großartige Kettenbrücke verbindet Ofen mit der Schwesterstadt Pesth, der reichsten, bevölkertsten und betriebsamsten Stadt Ungarns. Die Pesther Landes-Universität ist berühmt. Nachdem ich auch Pesth im Hauptsächlichsten besichtigt, reiste ich auf einem nach Constantinopel abgehenden Dampfer weiter. Nach ziemlich langer Fahrt, vorüber an dem befestigten Peterwardein (bekannt durch den Sieg Eugen's über die Türken im Jahre 1716) und Semlin, welchem gegenüber die türkische Hauptgrenzfestung Belgrad liegt, die durch die vielen Belagerungen und Eroberungen von Türken, Oesterreichern und Serbern merkwürdig ist, über Baziasch, Gradistie auf der türkischen Seite liegend, über Neu-Orsowa, einem festen Platz in der ungarischen Militär-Grenze, nach Widdin.

Zu großen Nebels halber mußten wir hier Tages-Anbruch abwarten. Widdin, sowie die weiters am rechten Ufer der Donau liegenden Städte und befestigten Punkte Nicopoli, Sistova, Ruschtschuk und Silistria, Hirsowa und Praila, sind mit Ausnahme von Sistova, welche Stadt unbefestigt ist, und Praila, welches am linken Ufer, sohin in die Walachei gehört, sämmtliche türkische Grenzfestungen.

Wir waren nun bereits in Galacz, einem moldauischen Städtchen mit einem vortrefflichen Flußhafen, eingelaufen

und nach einem mehrstündigen Aufenthalte, um Passagiere und eine Menge Waaren an Bord zu nehmen, liefen wir durch die sogenannte Suline-Mündung, einem Arme der Donau, in das schwarze Meer, und nach 18stündiger Fahrt in Constantinopel (von den Türken Stambul genannt), das alte Byzanz, dieser wichtigen Stadt an der Grenze zweier Erdtheile, ein.

An der Mündung der Straße von Constantinopel in das schwarze Meer, in einer wunderschönen reizenden Gegend und höchst wichtigen militärischen Stellung, weil der Schlüssel zum schwarzen Meere, liegt die unregelmäßig gebaute, ein Dreieck bildende Hauptstadt des türkischen Reiches und Residenzstadt des Großsultans. Als die herrlichst gelegene aller Hauptstädte ward Constantinopel schon von Dichtern und Rednern, Sophisten und Rechtsgelehrten, Erdbeschreibern und Geschichtsschreibern des Alterthums und des Mittelalters hochgepriesen. Herrin zweier Erdtheile und zweier Meere, die geborne Beherrscherin Asiens und Europa's an beider Grenze, thront Byzanz auf sieben Bergen. Das Clima kann herrlich genannt werden.

Die Einwohner sind zur Hälfte Türken, zur andern Hälfte Griechen, Armenier, Juden und Franken. Unter den vielen Moscheen, Constantinopel hat deren über 400, und dazu noch mehr als 300 Medscheds (Bethäuser) sah ich einige von überraschender Pracht. Die Stadt hat auf der Nordseite einen großen, sichern Hafen. Höchst merkwürdig ist das Serail, oder das k. Residenzschloß, ein Riesengebäude mit vielen Höfen, Gärten und Schloßflügeln, circa $1^1/_2$ Stunden im Umfange. Die ehemals prächtige Sophienkirche, von Kaiser Justinian im Jahre 532 erbaut, ist jetzt die Hauptmoschee, und

besonders sehenswerth. Nicht weniger interessant ist der Bazar, ein eigentliches Labyrinth von Säulenhallen, mit den Kaufmannsschätzen des Orients geschmückt. — Der Bazar ist die Scene des öffentlichen Lebens der Türken, und weil es in der ganzen Welt Kleinigkeiten gibt, so fehlt es im Bazar auch nicht an dem Geschlecht, welches wir das schöne nennen, der ungalante Moslim aber das „*schwazhafte*.“ Da schreiten sie truppweise einher, die weiß vermummten Gestalten mit den schwarzen Schleiern und den gelben Schnabelschuhen. — Es heißt wirklich „Blindekuh“ spielen, hier die Schönen und Jungen herausziehen zu wollen. — Von einer Taille ist keine Rede, Niemand schnürt sich, und die weiten Gewänder fallen mit einem gleichmäßigen Mangel von Grazie nieder. Die Arme werden unter der Brust gekreuzt getragen, und ob fünfzehn Jahre oder fünfzig; die Füße, in unförmliche Pantoffel versteckt, gehen einwärts, und *Jung und Alt watschelt wie die Enten*. Die sitzende Lebensweise und der Mangel jeder Bewegung lassen keine schlanke Figur aufkommen und befördern frühzeitig das Embonpoint. Da die Türken besondere Vorliebe für dicke Frauen haben, so läßt sich denken, daß man da zu gefallen sucht, wo man bei uns mißfallen würde. — *Ländlich, sittlich!* Seit dem Krimkriege will man bemerken, daß die Schleier etwas kürzer und transparenter geworden seien; gewiß ist, daß die Türkinnen in unbelauschten Momenten sich mit sichtlichem Vergnügen enthüllen und ihnen geltende Blicke herzhaft entgegennehmen. Sie sind zu Liebes-Intriguen wohl disponirt, ich möchte indeß dabei zu großer Vorsicht rathen, denn in diesem Punkte entflammt sich die ganze Leidenschaft des Barbaren und ein türkischer

Ehemann würde eher seinen Propheten läugnen, als Hörner tragen.

Die Frauen in der Türkei sind meist eine Waare, die aus allen Theilen der Welt nach Constantinopel kommt, um die Harems zu bevölkern. Vor der Befreiung Griechenlands vom türkischen Joche waren besonders die Griechinnen gesucht, jetzt aber sind es die kaukasischen Länder, welche die meisten weißen Sclavinnen liefern. Mit Töchtern gesegnete Eltern in Tscherkassien und den angrenzenden Gegenden erziehen die anmuthigsten Mädchen der Art, daß nicht allein ein guter Preis dafür bezahlt wird, sondern daß nach ihrer Meinung auch die Kinder durch den Verkauf gewinnen. Jede hübsche Sclavin kann die geliebte Gattin ihres Käufers werden, und dann in behaglicher Ruhe ihres Daseyns pflegen, was der orientalischen Frauen lebhaftester Wunsch ist.

Das ganze Haremsleben der vornehmen Damen besteht meistens aus süßem Nichtsthun, sich Putzen, Tabakrauchen, und wenn's hoch kommt, etwas Musik klimpern. Eine höhere geistige Bildung findet man bei ihnen fast nie. Entbehren sie auch die kostbare Freiheit, indem sie von der Eifersucht mit Argusaugen bewacht werden, so macht ihnen dagegen die Macht der Gewohnheit diese Entbehrung minder fühlbar, und ihre Tage fließen unter Lust und Vergnügen sorglos dahin.

Nur durch dicht vergitterte Fenster, die das Licht einlassen, war es mir einmal und nur mit Gefahr möglich, einen Blick in einen Harem zu machen; eine der Frauen rauchte ihren Tschibuk, eine andere schlürfte ihren Kafé, den eine Mohrin in kleinen, unsern Eierbechern ähnlichen Tassen herumreichte.

Auf der entgegengesetzten Seite des Meerarmes, welcher den Hafen bildet, befinden sich in der Vorstadt Galata die meisten europäischen Kaufleute. Prachtbauten hat auch die Vorstadt Pera aufzuweisen. — Scutari in Asien, gerade Constantinopel gegenüber, gut befestigt und ziemlich bevölkert, wird auch noch zu den Vorstädten gerechnet.

Doch, um diesem Buche nicht den entschiedenen Charakter einer Geographie beizulegen, muß ich mich, was die Beschreibung einzelner Städte anbelangt, auf das Hauptsächlichste beschränken.

Ich hatte im Jahre 1856 in Smyrna einen türkischen Rittmeister, einen vortrefflichen Mann, der längere Zeit in Paris zugebracht und ziemlich französisch sprach, kennen gelernt; ich hatte dessen genaue Adresse und glaubte ganz sicher, durch seine Vermittlung in türkische Dienste eintreten zu können. Es war diese meine Absicht der Hauptgrund der Reise nach Constantinopel. Doch, als ich es unternahm, mich nach dessen gegenwärtigem Aufenthalte zu informiren, mußte ich zu meinem größten Leidwesen erfahren, daß derselbe in den im Jahre 1857 stattgehabten Unruhen tödtlich verwundet und alsbald auch verstorben war.

Mein Plan ward vereitelt. Mit dem nächsten von Constantinopel nach Wien abgehenden Dampfer, trat ich stromaufwärts die Rückreise an. — Ich gelangte nach einer der guten Jahreszeit wegen zwar angenehmen, an Abwechslungen sehr reichen, doch stromaufwärts immer langwierigen Fahrt, in Wien an.

Dortselbst war man eben im Begriffe, mit Werbungen für die bedrohten päpstlichen Staaten an den Tag zu treten.

Doch einigen, von guter Seite her erhaltenen Notizen zufolge, hielt ich es für vortheilhafter, mich durch Tirol in die Schweiz zu begeben.

Ich verließ Wien, benützte die Eisenbahn über Linz, Salzburg, Kufstein, Rattenberg, Schwaz und Hall nach Innsbruck, wo ich einen Rasttag machte, theils um mich von der langen Fahrt etwas zu erholen, theils, um Innsbruck sehen zu können.

Vor Allem besichtigte ich die schönen Sammlungen des Ferdinandeums, sowie das durch kostbare Reliefs (Kunststücke von großem Werthe) ausgezeichnete Grabmal Kaiser Max I. und das Standbild Hofers, beide in der sehenswerthen Franziskanerkirche.

Am andern Tage reiste ich zu Fuß über Zirl, drei Stunden von Innsbruck, allwo sich die geschichtlich bekannte steile Martinswand rechts von der Straße, erhebt, weiter. Gerade an der Straße unterhalb der Martinswand las ich an einem Postamente, das den Fremden im Vorbeigehen auf den gegenüberstehenden, durch die Jagd Maximilians I. und dessen Gefahr so geschichtlich bekannten Felsen, die „Martinswand," aufmerksam macht, die Worte:

„Die Kaisergrotte beweist glorreich:
„Gott beschützet das Haus Oesterreich."

Ueber Imst, Nassenreut und auf der neu angelegten herrlichen Gebirgsstraße, durch eine wildromantische, hochgelegene waldige Gegend, über Lermos und Bichelbach gelangte ich nach Reutte am Lech, einem sehr schönen, großen, gewerbigen Marktflecken, in einer ausnehmend freundlichen Lage unweit der bayerischen Grenze. Ganz in der Nähe befindet sich die von Moriz von Sachsen im Jahre 1552 eroberte Ehrenberger-Klause.

Von Reutte begab ich mich über Füssen und Nesselwang nach Kempten, andern Tages nach Lindau und über den Bodensee nach Constanz, und von hier über Schaffhausen und Rheinfelden nach Basel.

In Leimen, unweit der Schweizer-Grenze, auf französischem Territorium, ward ein Depot für römische Kriegsdienste errichtet. Den dieses Depot befehligenden Offizier hatte ich Gelegenheit in Basel zu sprechen. Um die Reise zum Hauptdepot nach Marseille zu bestreiten, hatte ich noch keinen Vorschuß nöthig; ich begab mich, nachdem ich in Leimen die Werbe-Urkunde unterzeichnet hatte, über Belfort mit Bahn nach Besançon, von dort mit Post nach Pontarlier, dem damaligen größeren Depot an der Schweizer-Grenze. In Pontarlier mußte ich mich einer ärztlichen Visitation unterziehen; natürlicherweise ward meine Tauglichkeit sofort anerkannt.

Von Pontarlier begab ich mich nach Salins, von dort mit der Bahn über Dole, Dijon, Châlons, Macon, Lyon, St. Rambert, Valence, Avignon, Beaucaire und Arles nach Marseille.

Nachdem ich mich auf dem Central-Depot gemeldet, wurden mir die Reisekosten von Leimen bis Marseille baar rückvergütet.

Marseille, nach Paris und Lyon die wichtigste Stadt Frankreichs, hatte ich noch nicht gesehen, benützte daher die mir bis zur Einschiffung nach Italien gerade noch gegönnten 4 Tage, um die große Stadt etwas näher kennen zu lernen. Die Stadt breitet sich fast halbmondförmig an einer felsigten Bucht aus. Schon die Natur hat ihren sichern, vor allen Winden geschützten Hafen begründet, und dadurch seit ältester Zeit den Wohlstand und die Macht dieser Fürstin unter den Seestädten sehr

begünstigt. Marseille ist sehr alt, und durch den lebhaften großen Hafen und den regelmäßigen Personen-Verkehr nach allen wichtigen Plätzen des Mittelmeeres immer von vielen Fremden durchzogen.

Die Umgegend erzeugt vorzügliches Oel (im Handel das sogenannte Provenceröl). Am 21. October Abends gegen 9 Uhr barquirten wir, gegen 80 Mann, alle Freiwillige, meist beabschiedete neapolitanische und französische Militärs, nach Italien ein.

Nachts 11 Uhr verließ unser Schiff, ein neapolitanischer Courrier-Dampfer, auf der Strecke zwischen Marseille und Neapel mit Berührung von Civita-Vecchia, den Hafen. Die Bora, der bekannte den nach Süden steuernden Schiffen günstige Wind trieb, uns rasch voran.

Die See ging ziemlich hoch. Die erste Nacht schlief ich ruhig, und als ich am nächsten Morgen neugierig das Verdeck bestieg, und mit forschenden Blicken nach Land spähte, sah ich nur Wasser und Himmel, und fühlte statt der kalten Bora schon die milden Lüfte des Südens.

Wir waren schon viele Meilen weit in ein besseres Klima vorgerückt. Die meisten auf dem Schiffe befindlichen Damen waren durch das Schaukeln des Schiffes schon seekrank.

Gegen Morgen wurde die See ruhiger; der Wellenschlag und sonst so hohe Wogengang hatten sich vermindert, denn der Golf von Lyon war überschritten. Nachmittags wurden wir der Insel Corsica ansichtig.

Diese von den besten klimatischen Verhältnissen begünstigte Insel ist geschichtlich durch ihre Hauptstadt Ajaccio, dem Geburtsorte Napoleons I. (15. August 1765)

und auch durch ihre Südfrüchte, besonders Kastanien und Olivenöl, bekannt.

Auch an der Küste der Insel Elba, Napoleons erster Verbannungsort vom 4. Mai 1814 bis zum 26. Februar 1815, kam unser Schiff sehr nahe vorbei.

Nach einer nicht ganz dreitägigen Fahrt landeten wir am 24. October gegen 1 Uhr Mittags in Civita-Vecchia, dieser ungefähr 18 Stunden nordwestlich von Rom gelegenen, alten, festen, von den Franzosen besetzten Stadt und, außer Ancona, der einzige erwähnenswerthe päpstliche Hafen.

Nun war ich auf italienischem Boden und anfänglich manchmal durch mir bis dahin noch völlig unbekannt gebliebene Sitten und Gebräuche überrascht. Nie gekostete Früchte, Speisen und Getränke kamen mir zu Gesicht. Nur gegen die in Oel gekochten Speisen, besonders Maccaroni, einen Hauptnahrungszweig des italienischen und besonders neapolitanischen Volkes, konnte ich meine Abneigung anfänglich nicht beherrschen.

Am andern Tag brach unser Detachement mit dem Bahnzuge nach Rom auf. Nach einer etwas mehr als zweistündigen Fahrt, durch eine ziemlich öde, wenig bebaute, und von der Sonnenhitze völlig ausgebrannte Gegend, langten wir gegen 3 Uhr Nachmittags in dem außerhalb der Stadt gelegenen Bahnhofe in Rom, — dem zweimaligen Haupt der civilisirten Welt, welche sie einmal durch die Gewalt des absoluten Staates, das anderemal durch die Macht der Kirche beherrschte, — an.

Das Detachement begab sich sofort in das Quartier Ravenna, unweit Santa Maria Maggiore, fast eine Stunde vom Bahnhofe entfernt gelegen. Wir wurden

vom Depot-Commandanten verlesen, und ich traf zwei am Depot und auf den Rechnungs-Kanzleien des Quartiermeisteramtes emploirte Unter-Offiziere, die mich alsbald als Deutschen, und einer derselben, der Sohn einer destinguirten Familie aus München, als seinen Studienfreund erkannt hatte. Nachdem sie aus meinen vorgelegten Papieren ersehen hatten, daß ich bereits in England Unter-Offizier gewesen, war ich nicht mit den andern Recruten eingekleidet worden, sondern mir vom Regimentsschneider meine Uniform angemessen und besonders gefertigt. Auch schlief ich nicht mit der Mannschaft, sondern in einem Zimmer, das den auf dem Quartieramte und bei diversen Militär-Intendanten beschäftigten Unter-Offizieren besonders zur Verfügung gestellt war.

Die ersten Tage meiner Anwesenheit in Rom konnte ich noch in Civil bleiben und mit desto mehr Muße den vielen Sehenswürdigkeiten Roms obliegen. Da ich schon so viel von Roms Herrlichkeiten gehört und schon so oft den Wunsch gehegt hatte, diese so wichtige Stadt nur einmal sehen zu können, so waren nun auf einmal meine Wünsche verwirklicht worden. *)

Meine ersten Schritte lenkte ich gegen die Engelsbrücke, welche über die Tiber an der Engelsburg (Fort St. Angelo), von den Franzosen besetzt, vorbei, auf den Piazza St. Pietro (Petersplatz) und zu der dort stehenden schönsten, größten Kirche der Welt führt.

Dieser freie, schöne St. Petersplatz, wohl einer der größten und schönsten Plätze der Erde, ist noch besonders

*) Die Größe des römischen Reichs hat ihr Abbild in der Stadt Rom.

durch einen hohen Obelisk, aus dem ägyptischen Sonnen-Tempel zu Heliopolis herrührend, der sich in der Mitte des Platzes erhebt, geschmückt. Schon der Platz der Peterskirche bereitet den Eindruck vor, welcher den Sinnen im Innern des hehren Gebäudes selber aufbewahrt ist.

Auf ungeheuren Stufen gelangt man in die große St. Peterskirche, durch ihren Umfang, den kolossalen, und in deren Innern sowohl oberirdisch als unterirdisch so kostbaren Bau, an dem weit über 100 Jahre gearbeitet wurde, durch die großartigsten Mosaik- und künstlerischesten Bildhauer-Arbeiten, ohne ihres Gleichen als die erste Kirche dastehend.

In deren Mitte, unter der Wölbung der ungeheuren Kuppel dieses Tempels, befindet sich die kostbare, Tag und Nacht beleuchtete Gruft mit dem Grabe des Apostelfürsten Petrus.

Von der Kuppel aus genießt man eine unbeschreibliche Aussicht über ganz Rom, die Campagna und bis zum Meere. Die Beleuchtung der Peterskuppel muß gesehen, sie kann nicht beschrieben werden; es ist das großartigste Schauspiel dieser Art, das man je sehen kann.

Die noch nicht ganz vollendete Paulskirche außerhalb der Stadt, dann St. Giovanni (zum Lateran) und St. Maria Maggiore durch ihren jonischen Säulenbau und ihre kostbare Ausstattung berühmt, sind die vorzüglichsten Kirchen.

Da Rom über dreihundert Kirchen zählt, so ist es mir, wiewohl ich die meisten gesehen habe und noch so unendlich viele Kunstwerke anführen könnte, nicht möglich,

mich in dieser Erzählung zu weit in deren Beschreibungen einzulassen.

Das Pantheon (Rotunda) ein von Agrippa erbauter heidnischer Tempel aller Götter, nunmehr eine Kirche ohne Fenster — Licht und Luft von oben erhaltend — ist noch das besterhaltene Gebäude Roms aus alter heidnischer Zeit. Der Triumphbogen des Kaisers Titus unweit dem capitolinischen Hügel, auf dem einst das geschichtlich bekannte Capitolium stand, ist noch sehr gut erhalten.

Steigt man von der Höhe des Capitols zum Marktplatz des alten Rom's herab, zum forum romanum, so betritt man die denkwürdigste Stelle der alten Stadt, welche Keiner so bald wieder verläßt, der je einen Blick in die alte Geschichte gethan. — Während eines Zeitraumes von 500 Jahren ist das Forum der Schauplatz unzähliger Ereignisse gewesen, die auf die Schicksale Rom's, ja der Welt, bestimmend eingewirkt haben. Hier riß Virginius das Messer aus einem der Fleischläden, mit dem er seine Tochter ermordete; hier berieth der Senat, hier sprachen die Prätoren Recht. Von der Rednerbühne (rostra) unter freiem Himmel sprachen die Redner zum Volke; hier tobten die aufgeregten Leidenschaften der politischen Parteien und fochten die Gladiatoren, bevor stehende Amphitheater erbaut waren. Längs des Forums lief die heilige Straße (via sacra), auf welcher die Triumphatoren zum Tempel des Jupiter hinaufzogen. In der Kaiserzeit verlor der Platz seine wesentlichste Bedeutung, der Schauplatz politischen Lebens zu sein; er ward nun um so prächtiger ausgebaut und mit Kunstwerken verziert. Auf allen Seiten erhoben sich dicht aneinander gedrängt

säulengetragene Giebeldächer von Tempeln und Hallen, und aus der Kaiserzeit stammen daher alle Ruinen, die jetzt noch das Forum umgeben. Leider ist hier — wo an jedem Zoll breit des Bodens eine geschichtliche Erinnerung haftet, wo im Alterthum eine unvergleichliche Herrlichkeit und Pracht sich entfaltete — die Verwüstung am Größten gewesen. Die Tiefe, in welcher das Forum liegt, wurde nämlich während Jahrhunderten des Mittelalters als die bequemste Ablagerungsstelle für allen Bauschutt angesehen, der jetzt das antike Pflaster in einem Hofe von 20 bis 30 Fuß bedeckt. Auf dem Platze, auf dem einst die Schicksale der Welt sich entschieden, weideten im Mittelalter die Rinder, daher sein jetziger Name: campo vaccino. Die Ausgrabungen haben erst im 19ten Jahrhunderte begonnen, sind aber bis jetzt nur noch wenig vorgeschritten.

Die interessanteste Ruinen-Gruppe des Forum befindet sich unmittelbar am Fuße des Capitols: links die drei Säulen vom Tempel des Saturn, in der Mitte der Triumphbogen des Septimius Severus, voll Schönheit und feiner Grazie in seinen Verhältnissen, rechts die acht Säulen vom Tempel des Kaisers Vespasian, und rechts im Hintergrunde die Säule des Phokas.

An die alten heidnischen Zeiten erinnert besonders noch das Colosseum (Amphitheater), zu blutigen Gefechten, Thierkämpfen und von den römischen Kaisern öfters zu öffentlichen Christenmartern benützt.

Dieses ungeheure Denkmal alter Baukunst faßt 80 bis 90,000 Zuschauer, ist jetzt in neuerer Zeit an verschiedenen Stellen nur mit Gefahr besteigbar; gehört aber immer zu den interessantesten Ruinen des alten Roms.

Noch sind unter den Ueberresten heidnischer Zeiten besonders hervorgehoben: die Trajanussäule auf dem Trajansplatz und die auf dem Piazza Colonna stehende, im Innern mit Wendeltreppen versehene Säule, ein wahres Wunderwerk der alten Kunst. Es wäre noch so manches anzuführen, doch ich muß in dieser Beziehung auf ausführliche Werke über Rom und dessen Sehenswürdigkeiten verweisen.

Ueber die verschiedenen Museen und Kunstsammlungen im Vatikan ließen sich ganze Folianten schreiben.

Kurz gesagt:

„Von kühnen Wunderbildern
Ein großer Trümmerhauf',
In reizendem Verwildern
Ein blüh'nder Garten d'rauf;
Versunk'nes Reich zu Füßen,
Vom Himmel fern und nah' —
Aus and'rem Reich ein Grüßen,
Das ist — Italia." —

Der Pincio, eine von den Franzosen unweit der Porta populo auf einer Anhöhe errichtete höchst liebliche Promenade, mit der Aussicht über einen Theil von Rom, und auch ziemlicher Fernsicht gegen Süden, ist erwähnenswerth.

Oefters unter der Woche und am Sonntag kann hier schöne Militär-Musik gehört werden.

Anfangs November erhielt ich die mir eigens gefertigte Uniform und begann Dienst zu machen; doch machte ich nur mehrere Patrouillen; Wache hatte ich keine einzige bezogen, da ich als Eleve-Fourier emploirt und auf der Rechnungs-Canzlei Verwendung gefunden hatte, wodurch ich sehr bald der ohnedieß nicht allzu-

schwer zu erlernenden italienischen Sprache mächtig wurde.

Anfangs December wurde ich zum Corporal ernannt. Gegen Weihnachten und Neujahr hatten wir starken Patrouillen-Dienst zu versehen. Besonders die häufig vorkommenden politischen Demonstrationen und Umtriebe der Revolutions-Partei machten unsern Dienst immer strenger, da Tag und Nacht eine Menge Patrouillen und Piquets die Straßen Roms durchziehen mußten.

Doch dieser Dienst fällt besonders in Rom um diese Zeit, da die Kirchenpiquets wieder separat und entsprechend honorirt werden, weniger schwer.

Ich hatte während meiner dreimonatlichen Anwesenheit in Rom diese ewige Weltstadt so ziemlich kennen gelernt, und sehnte mich sehr, noch andere Städte Italiens zu sehen.

Wöchentlich trafen von Marseille über Civita-Vecchia große Detachements von Freiwilligen ein, und da diese, sobald sie eingekleidet waren, immer in größeren Abtheilungen zum Regiment selbst abgingen, so zog ich es einige Wochen nach dem neuen Jahre (1860) vor, mich zu meinem Regimente, das damals in Perugia lag, zu begeben.

Ich hatte mir hiezu auch die Bewilligung des Depot-Commandanten erwirkt, und unter den nächsten nach Perugia abgehenden Truppen war auch ich.

Viertes Kapitel.

Abmarsch von Rom. Civita-Castellana. Ein Ungar. Räuberhauptmann Gasparonne. Abmarsch nach Narni. Complott. Große Gefahr. Verrath. Lohn einer vor der Ausführung vereitelten That. Terni. Desertionen. Spoleto. Klimatische Aenderungen. Fuligno. St. Angelo. Tiber. Desertions-Versuch von 31 Mann. Verfolgung derselben. Gegenseitige Stellung. Attaque. Maßregeln des Generals. Einmarsch in Perugia. Gute Tage. Cornelia, die Wahrsagerin.

„Gut verloren — etwas verloren!
„Mußt rasch dich besinnen
„Und neues gewinnen.
„Ehre verloren — viel verloren!
„Mußt Ruhm gewinnen,
„Da werden die Leute sich anders besinnen;
„Muth verloren — Alles verloren!
„Da wär' es besser, nicht geboren."

Der Morgen, an welchem das Detachement Rom verließ, war ein Regentag, und hatte es schon die zwei vorhergehenden Tage, ohne Einhalt zu thun, stark geregnet, so zwar, daß wir anfänglich eine sehr bodenlose Straße hatten.

Um zwei Uhr Morgens verließen wir unsere Kaserne und bei Porta populo die Stadt Rom.

Dem Lieutenant L., dem Sohne eines päpstlichen Capitains, mir und noch einem weiteren Corporale war die Führung des Detachements von 227 Mann nach Perugia anvertraut.

Nach einem $10\frac{1}{2}$stündigen Marsch, die vorschriftsmäßigen stündlichen kleinen Halte abgerechnet, waren wir auf der ersten Etappe, Castel Nuovo, einem kleinen Städtchen nordwestlich von Rom, angekommen. Die

Mannschaft wurde in die zur Einquartirung über die Nacht mit frischem Stroh reichlich versehenen, vom Platz-Commandanten angewiesenen Räumlichkeiten vertheilt und konnte nun der Ruhe pflegen, doch mein Dienst begann eigentlich erst jetzt.

Vorerst hatte ich dem Platz-Commandanten die erfolgte Ankunft der Truppen zu melden; die Bon's für Lebensmittel, Holz und dergleichen, sowie die **Feuille de route** des Offiziers und des Detachements contrasigniren zu lassen, sodann die Vivres in Empfang zu nehmen und deren Theilung unter die Mannschaft zu leiten.

Das Regenwetter hatte nachgelassen und wir langten anderen Tages zu guter Stunde auf dem Ziele des Tagmarsches, Civita Castellana, an.

Diese Stadt hat eine von der Natur höchst begünstigte, fast uneinnehmbare Lage, ist, wie die meisten italienischen Städte, in hohe Lage gebaut und nur auf der einzigen in die Stadt führenden Heerstraße, welche sehr große Curven macht, kann man nach Civita Castellana gelangen.

Ein Theil des Detachements war zu weiterem Marsch hier schon unfähig, viele waren zurückgeblieben, und mehrere hatten erst spät in der Nacht Civita Castellana erreicht.

Nicht wenig war ich erstaunt, als ich wie gewöhnlich dem Platz-Commandanten die Ankunft des Detachements unter Vorlage der einschlägigen Papiere meldete, in diesem Manne von großer hagerer Gestalt einen Oesterreicher, und zwar einen Ungarn, zu finden.

Erst als ich mein Geschäft beendigt und das im Fort befindliche Platz-Commando verlassen wollte, redete mich derselbe in deutscher Sprache an, lud mich als Deutschen

ein, mich Abends auf ein Glas Wein bei ihm einzufinden, und ihm eine Stunde Gesellschaft leisten zu wollen.

Ich machte, nachdem mein Dienst es erlaubte, von dem Anerbieten Gebrauch, und gegen drei Stunden vergingen mir sehr schnell in der Gesellschaft dieses Mannes.

Wir unterhielten uns fast bis gegen Mitternacht bei wirklich sehr gutem Weine; er richtete eine Menge Fragen in Betreff Oesterreichs und vorzüglich in Beziehung auf Ungarn an mich, und ich hatte sehr bald aus seinen Aeußerungen entnommen, daß er einst, ein Ungar, eine bedeutende Rolle gespielt und von manchen harten Schicksalsschlägen berührt worden war. — Jede seiner Reden bekundete Haß gegen das Haus Oesterreich und große Theilnahme an dem Schicksale Ungarns. Dieser Mann ist schon über das gewöhnliche Mannesalter hinaus, etwas leidend, und als ich mich von ihm beabschiedete, sagte er mir noch einige inhaltsschwere — ich möchte fast sagen prophetische — Worte, die ich auch sehr bald erfüllt sah, und schien mich bei der Trennung von diesem Platz-Commandanten die Hand eines Biedermannes zu drücken.

O! wie manchmal habe ich schon große Männer in derartiger Verbannung getroffen!

Nicht ohne besonderes Mitgefühl verließ ich diesen, fern von seinem Vaterlande weilenden, in seinem nunmehrigen Wirkungskreise aber sehr geachteten und manchmal vielvermögenden Commandanten.

Im Fort Civita Castellana befinden sich mehrere hundert Galeerensträflinge, zum Theil in schweren Ketten, darunter viele vornehme und reiche Italiener, compromittirt aus dem Jahre 1849.

Auch Gasparonne, dieser allbekannte, einst so

gefürchtete Räuberhauptmann, der lange Zeit mit seiner über 300 Köpfe starken Bande der Schrecken der Abruzzen war, befindet sich seit 6 Jahren in diesem Forte in Gewahrsam, nachdem er vorerst circa 26 Jahre in Civita-Vecchia detinirt war. —

Eine eigentliche Verurtheilung desselben hat noch gar nicht stattgefunden, und da er nur auf gegebenes Ehrenwort, frei zu sein, wenn er sich mit seiner Bande ergebe, dennoch aber durch List festgenommen war, so wurde ihm auch schon öfters seine Freiheit angeboten; doch nur wenn dieselbe auch seine noch lebenden Gefährten (7 an der Zahl, darunter 2 noch ziemlich rüstige) trifft, will er frei sein; außerdessen ziehe er es vor, mit seinen 7 Gefährten im Gefängniß abzusterben.

Ich hatte Gelegenheit, denselben einige Augenblicke zu sehen.

Seine Physiognomie ist sehr interessant; von kleiner, untersetzter, aber stämmiger Körperstatur, und seinem noch feurigen Auge ist er jetzt noch im Stande, beim ersten Anblick Schrecken einzuflößen. Sein Gesicht ist ganz pulververbrannt und mit zahlreichen Narben bedeckt. —

Nun genug von Civita Castellana. Den nächsten Tag marschirten wir nach Narni, 31 italienische Miglien (nach unserer Berechnung 10 Stunden) und für einen Soldaten mit Sack und Pack schon kein kleiner Marsch mehr.

Die Gegend ist je näher gegen Narni, desto wilder und romantischer; jedoch ist die durch diese theilweise sehr wilde Gegend führende Straße vorzüglich zu nennen, welches Lob überhaupt allen Straßen Italiens gebührt. Da wir zu guter Stunde des Morgens Civita Castellana verließen, so trafen wir auch alsbald nach Mittag

in Narni ein. Der nächste Tag, ein Sonntag, war zum Rasttag bestimmt.

In Folge einer verabredeten Verbindung drohte mir in Narni große Gefahr, von welcher ich jedoch durch Zufall noch rechtzeitig unterrichtet wurde. —

Wir hatten, wie bereits weiter vorne angeführt, einen einzigen Offizier als Chef des Detachements; derselbe benützte jedoch — entgegen der ihm in Rom ertheilten Instruktion, das Detachement nicht zu verlassen — die Post von der zweiten Etappe an, war uns auf der Hälfte des Weges zwischen Civita Castellana und Narni nach Perugia vorgefahren, und hatte versprochen, eine Stunde weit uns entgegen zu kommen, um dann das Detachement nach Perugia zu geleiten. Es war sohin das Detachement zur Führung bis dorthin ganz allein mir und dem zweiten noch der Truppe zugetheilten jüngern Corporale anvertraut.

In Civita Castellana schon hatte sich ein Complott gebildet, mir die Feuille de route des Detachements, sowie die in meinen Händen befindliche Baarschaft (Lieutenant L. hatte mir an Sold der Mannschaft und zum Einkaufen der Vivres (Lebensmittel) und sonst nothwendig werdende Auslagen meist in Gold und etwas wenigem Silber über 400 Scudi (ein Scudo ist etwa 2 fl. 30 kr. nach unserem Gelde) eingehändigt, abzunehmen, und mich in der dort ohnedieß durch Briganden sehr unsicheren wilden Gegend, schon irgendwo zu versorgen.

Doch gerade rechtzeitig wurde mir durch einen noch gut päpstlich gesinnten Italiener, Namens Lanati, 1½ Stunde vor der beabsichtigten Ausführung der That das Complott und insbesondere dessen Anstifter entdeckt,

und hatte ich nun nichts Eiligeres zu thun, als 25 Mann en armes (bewaffnet) meist Deutsche und Schweizer, auf die ich meines Erachtens, da es gegen Italiener ging, am meisten rechnen konnte, zu commandiren, um versteckt an der bezeichneten Stelle, wo mir aufgelauert werden sollte, mich der muthmaßlich Betheiligten zu bemächtigen.

Ich zählte sofort, es war indessen bereits 9 Uhr Abends, die im Quartier befindliche Mannschaft ab, um beiläufig die Stärke der Abwesenden bemessen zu können und fand 7 Mann, 6 Italiener und einen Franzosen, abwesend.

Die Zahl der Fehlenden stimmte genau mit der mir von Lanati angegebenen, und ich war nun hinreichend im Reinen.

Sofort setzte ich von dem Vorfalle und den von mir getroffenen Vorsichtsmaßregeln das Platz-Commando von Narni in Kenntniß; zudem mußte ich sehr vorsichtig zu Werke gehen, da ich nicht überzeugt war, ob das Complott trotz der Anwesenheit der übrigen Mannschaft nicht dennoch vielleicht eine größere Verzweigung habe, und begab mich dann zu der meiner harrenden Patrouille.

Gegen 11 Uhr nahten vier der mir genau Bezeichneten sich unserem Verstecke.

Dieselben schienen, wie man bei dem ungetrübten Mondenscheine nur zu genau unterscheiden konnte, das Bayonett unter dem Mantel zu tragen, und näherten sich einer gegenüber unserem Verstecke liegenden Weinkneipe, um dort mich abzuwarten, da sie mich in der weiter unterhalb gelegenen Albergo della Stella (Gasthaus zum Stern) noch vermutheten. Hätte mir nicht Lanati, eben der Pächter jener Weinspelunke, in der sie jetzt meiner harrten, den Plan der Elenden verrathen

und mich so einer drohenden Gefahr entrissen, so wäre ich ihnen hier nothwendigerweise in die Hände gelaufen. Ich ließ sie vorerst alle vier in die Weinkneipe eintreten, folgte ihnen sodann aus der verborgenen Ecke in das Schankzimmer nach, und ließ nur einige Mann zur Besetzung der Thüre zurück.

Die Viere waren im ersten Augenblicke erschrocken; ich ließ sie, da sie Gegenwehr und zu fliehen versuchten, mit Gewalt entwaffnen, mit herbeigeholten festen Stricken binden und lieferte sie zur vorläufigen Internirung an das Platz-Commando ab. — Der mir von Lanati bezeichnete Anstifter des ganzen Anschlages gegen mich — ein Italiener Namens Bianchi — war unter diesen vier Festgenommenen und der erste, der Gegenwehr versuchte und die Andern hiezu aufforderte.

Wäre besagter Wirth Lanati nicht theilweise der französischen Sprache mächtig gewesen, so hätte er die in seinem Lokale geschehene Verabredung nicht verstehen und mich auch nicht vor der mir so nahen Gefahr warnen können. Die drei weiteren Gefährten, denn sieben waren bei der Verabredung anwesend, konnten trotz aller angestellten Nachsuchungen nicht mehr ermittelt werden, haben vermuthlich von dem weiteren Verlauf der Sache Notiz erhalten und sind desertirt, was ihnen bei der Nähe der toskanischen Grenze ein Leichtes war.

Nach Verlauf dieser wirklich günstig zu Ende geführten Affaire gab ich dem Chef des Detachements nach Perugia auf telegraphischem Wege Notiz von dem ganzen Vorfalle.

Die Sache wurde einige Wochen später vor ein Kriegsgericht gewiesen, Bianchi, der Rädelsführer, erhielt

15, die drei weiteren Theilnehmer je 10 Jahre Galeeren-Strafe.

Lanati aber, der mich zur rechten Zeit vom ganzen Sachverhalte verständigt hatte, eine Belohnung aus Staatsmitteln.

Seit jenem Vorfalle ward ich vorsichtiger und mißtrauischer als je, besonders gegen Italiener.

Der folgende Tag war, wie bereits gesagt, Rasttag, und ich benützte denselben mit noch einigen jungen gebildeten Leuten, die in dem sehr gemischten Detachemente steckten, zu einem kleinen Ausflug in die so romantisch gelegene Umgebung. —

Der nächste Tagemarsch war nicht so bedeutend. Von Narni nach Terni, der nächsten Etappe, sind nur 12 Miglien.

Der Platz-Commandant des freundlichen Städtchens Terni wies uns eine alte, reichlich mit frischem Stroh versehene Kirche zum Quartiere an.

Es war wieder Regenwetter eingetreten und ich vertrieb mir den Rest des Tages in Terni mit Spiel in einem der dortselbst so zahlreichen Café's.

Die nichtpäpstliche Partei in Terni hatte ziemlichen Anhang, und durch deren Agitation wurden einige Rekruten des Detachements mit Geld, Papieren und Civilkleidern versehen und zur Desertion verleitet. In der Nacht unserer Anwesenheit in Terni waren in der Richtung gegen Todi 15 Carabinieri (berittene Gensdarmen) mit Pferd und Waffen desertirt.

Unser Marsch ging von Terni in einer zum Theil sehr gebirgigen Gegend über einen sehr hohen Berg, dessen Höhe mit Schnee und Eis bedeckt war, nach Spoleto.

Wir waren nun in dem weit höher gelegenen Theile des Kirchenstaates, und konnte man ganz gut das veränderte Klima, die angenehme Milde der vorhergehenden Tage mit den jetzt ziemlich frischen und auf Bergen kalten Lüften unterscheiden.

Spoleto ist ein an einen Berg hingebautes, theilweise festes Städtchen.

Den nächsten Tag ging der Marsch durch eine meist angenehme fruchtbare Gegend nach Fuligno, einer etwas größeren Stadt, als die vorhergehenden, und in der schönen Ebene gelegen.

Ohne besondere Ereignisse marschirten wir andern Tags — dem letzten Marschtage — durch eine abwechselnd sehr liebliche, meist ebene Gegend, von wo aus man schon in weiter Ferne hoch auf Bergen die Stadt Perugia liegen sehen konnte.

Bei dem Franziskaner-Kloster St. Angelo, unweit der Tiber, gegenüber den an der steil abgehenden Wand eines sehr hohen Berges, in höchst romantischer Lage erbauten Stadt Assisi, der Hälfte Weges zwischen Fuligno und Perugia ward der hieher treffende große Halt gemacht, und wurden wir bei unserer Ankunft von den Klosterbrüdern mit mehr als hinreichender Quantität des besten Weines bewirthet.

Unweit der hier über die Tiber führenden Brücke waren vom Detachement circa 31 Mann, meist Italiener, Franzosen, Belgier und einige Schweizer zurückgeblieben. Ich hatte hievon nichts bemerkt, und erst als wir eine Stunde weiter marschirt waren, und eben wieder einen kleinen Halt machten, beobachtete ich etwa 1000 Schritte von uns entfernt, jedoch auf dem entgegengesetzten Ufer

der Tiber zwischen dem dort stark wuchernden Gestrüppe, einzelne militärisch Gekleidete marschiren. —

Erst nach näherer Forschung ergab sich, daß gegen 30 Mann fehlten. Ich vermuthete anfänglich, dieselben seien bloß ermüdet, so weit zurückgeblieben, und, um den Weg zu uns abzuschneiden, nicht wissend, daß hier die Tiber inzwischen kommt, in der geraden Richtung weiter marschirt.

Doch ich war sehr getäuscht.

Da sie unsern Rufen und einigen Schüssen, als ob sie es nicht gehört, keine Aufmerksamkeit schenkten, sandte ich einen Mann ab, um sie auf den einzigen möglichen Weg zurück über die Brücke zu uns zu geleiten. Dem gewordenen Auftrage gemäß war der von mir Abgesandte schon ziemlich in die Nähe der auf dem jenseitigen Ufer befindlichen vermeintlichen Verirrten gekommen, erklärte ihnen durch Zurufen, daß sie nicht auf dem rechten Wege nach Perugia sich befänden und umkehren müßten; doch als Antwort wendete sich einer derselben um, mit den Worten: „Wenn wir nach Perugia gewollt hätten, wären wir nicht diesseits der Brücke geblieben," und gaben zwei der nunmehr als Deserteure Erkannten Feuer auf denselben.

Wir hatten indessen unsern Repos verlängert, um ihr Eintreffen abzuwarten, und die Schüsse vernommen.

Ihre Absicht war nun klar; doch nicht ganz so leichten Kaufs sollten sie davon kommen.

Der Entfernung halber ließen wir ihre schadlosen Schüsse vorerst unbeantwortet und näherte ich mich mit 60 Mann, mehr Bewaffnete hatte ich nach Abrechnung der Deserteure nicht, da der weit größere Theil des Detachements erst in Perugia Waffen fassen sollte, dem

Ufer der Tiber, welche Bewegung ihnen, da sie sich in einem etwas tieferen Terrain befanden, entging. Auf 500 bis 600 Schritte waren wir ihnen nahe gekommen, jedoch schon wegen der immer weniger werdenden Gesträuche bemerkt worden.

Sie hatten sich trefflich hinter den ihnen in weit größerer Auswahl jenseits des Ufers zu Gebote stehenden Gesträuchen und einzelnen Bäumen postirt und begannen gegen uns zu feuern. Anfänglich fast erfolglos, doch nach Veränderung der Stellung, die sie auch aus der ihrigen weit vortheilhafteren Position verdrängt, mit desto größerem Nachdruck setzten wir das Feuer fort und kamen ihnen immer näher.

Wäre nicht die gefährliche, stellenweise sehr reißende Tiber inzwischen gewesen, ich hätte sofort einen gewagten Angriff auf sie gemacht; so aber mußte ich mich auf gegenseitiges Plänkeln beschränken.

Unsere minder gute Stellung, als auch der Umstand, daß die jenseits des Ufers gegen uns stehenden Verbündeten, meist alte Soldaten, die auf meiner Seite befindlichen jedoch zum großen Theile zum ersten Male ein Gewehr in der Hand hatten, machte die Deserteure immer kühner und unsere Lage zuletzt noch bedenklich.

Ein Carabinieri, der bereits durch den unser unweit der Straße harrenden Rest des Detachements von der Lage der Dinge verständigt war, brachte eiligst die Botschaft nach dem nur mehr zwei Stunden entfernten Perugia, in Folge dessen General Schmidt, auf den ich später noch zurückkommen werde, sofort eine Voltigeurs-Compagnie zu meiner Unterstützung und Verfolgung der Deserteure abordnen ließ. — (Voltigeurs sind leicht bewaffnete Truppen, die wegen ihrer raschen Beweglichkeit

besonders zu Vorposten-Gefechten und Erforschung der Stellung, der Stärke und Beschaffenheit des Feindes, zu Recognoscirungen u. s. w. gebraucht werden.)

Ich hatte 5 Todte und 11, darunter 2 Schwerverwundete zu beklagen. — Die Gegner hatten ebenfalls Todte und Verwundete.

Bald stärker, bald schwächer setzten wir das gegenseitige Feuer bis gegen Abend 5 Uhr fort. Unsere ohnedieß nur wenige Munition ging schon ganz zu Ende. Endlich war die von Perugia abgeordnete Compagnie eingetroffen. Dieselbe unternahm sofort die Verfolgung der Deserteure auf dem andern Ufer, welch' letzteres sie erst in der Nacht erreicht, und 14 der Ersteren noch lebend, aber fast Alle mehr oder weniger blessirt, am andern Morgen einbrachten.

Die Deserteure hatten sich in der Gegend zuletzt immer mehr im Gestrüppe und im Morast verirrt, jedoch bis auf den letztmöglichen Augenblick auf das Hartnäckigste zur Wehre gesetzt. Einer derselben hatte versucht, über die Tiber schwimmend der Gefangennehmung zu entkommen, fand aber, von mehreren Kugeln noch erreicht, sein Grab im Flusse.

Wir waren indessen in Perugia eingetroffen. — Lieutenant L., dem die Führung des Detachements übertragen war, war uns zwar eine Stunde weit entgegen gegangen, doch hatte er, da wir uns mittlerweile zu weit von der Straße entfernt hatten, uns nicht sehen können, und setzte seinen Weg noch gegen zwei Stunden weiter über St. Angelo hinaus, fort, so daß wir Abends ohne denselben in Perugia einmarschiren mußten. — Fast die ganze Garnison harrte unser, da sich das Gerücht von einem Attakte unweit Perugia, an den Tiberufern, wie

ein Lauffeuer durch die Stadt verbreitet hatte. Lieutenant L. ward wegen seiner groben Dienstesvernachlässigung zur Rechenschaft und Strafe gezogen.

Gleich nach unserem Eintreffen in Perugia ward ich zum General S. berufen und belobt. Einige Zeit später zu seinem Secretär ernannt, hatte ich viele Freiheiten, und war auf dem tableau d'avancement (Liste der zu Befördernden) obenan aufgeführt. Ich verlebte in Perugia eine Zeit lang angenehme Tage, und ward nach Umlauf einiger Wochen zum Sergeant-Fourier befördert. Doch, die gemüthlichen Tage in Perugia, sie waren gezählt. — Nicht unerwähnt kann ich ein gerade in diese Zeit fallendes Vorkommniß lassen, das mich manchmal zu besonderem Nachdenken bewog.

Wiewohl es mir nie eingefallen war, abergläubischen, auf Kartomanie und Chiromantie beruhenden Deutungen Glauben, oder auch nur irgendwie Aufmerksamkeit zu widmen, so kam ich denn doch einmal in Begleitung mehrerer Unter-Offiziere, mehr aus Neugierde, in die Räumlichkeiten einer in Perugia und Umgegend vielbekannten Wahrsagerin. Mit lachender Miene hörte ich anfänglich deren prophetische Deutungen für meine nächste Zukunft an. Um einzelne Momente der Vergangenheit befragt, gab sie mir treffende Antworten; ich gestehe, ich stutzte. Ich machte mir einen Scherz daraus, die mir von dieser gegen 100 Jahre alten Hexe, ich kann sie unmöglich anders nennen, ihr Name war Cornelia, gemachten Deutungen in mein Tagebuch zu notiren. Doch die nächste Zukunft erfüllte schon einige mir klar vorausgesagte Begebenheiten; dies ward mir denn doch auffallend; denn das Regelmäßige, was sich nach und nach in dem Gange ihrer

Prophezeihungen einfand, könnte wirklich zu dem Glauben führen, es müsse doch etwas an der Sache sein. Zählt man natürlich die vielen falschen Voraussagungen auf, welche auf eine einzige richtige kommen, so muß solcher Glaube alsbald schwinden.

Es ist damit wie mit Träumen und anderen Vorzeichen. Trifft ein solches einmal zufällig mit einem passenden Ergebniß zusammen, so erhält es dadurch einen Werth und eine Würde, neben dem die unzähligen Träume und Vorzeichen, die ohne Folgen bleiben, spurlos verschwinden. Die Hauptsache bei allen solchen Prophezeiungen ist die Gewandtheit und Klugheit der Vorhersagenden. Diese Weissagungs-Künste verdanken ihren Ursprung und ihr selbst noch jetzt nur theilweise unterdrücktes Ansehen dem Aberglauben und der Leichtgläubigkeit, sowie dem Wunsche der Menschen, einen Blick hinter den verhüllenden Schein der Zukunft zu thun.

Was die von Cornelia mir gemachten Deutungen betrifft, so kann ich es nicht in Abrede stellen — was sie mir prophezeihte — ist bis zur Stunde Alles wahr geworden. Vor meiner Entfernung aus ihrem nur von einer Spirituslampe spärlich erleuchteten Gemache nannte sie mir noch auf mein Befragen mit geheimnißvoll thuender Wichtigkeit das Jahr meiner Vermählung und den Anfangs-Buchstaben des Taufnamens meiner **Braut**. — Die Erfüllung dieses letzteren Umstandes liegt jedoch noch in der Zukunft, scheint aber ganz ihrer Deutung gemäß sich zu verwirklichen. —

Es ist ein untrügliches Zeichen der Weisheit der Vorsehung, daß sie unsere Zukunft mit einem undurchdringlichen Schleier verhüllt hat, den die schwankenden

und vieldeutigen Aussprüche der Wahrsagerinnen von der Pythonissin und der Sybille herab bis zur Zigeunerin und der gewöhnlichsten Kartenschlägerin, welche aus Bleiguß und Kaffeesatz Fürsten-Kronen und Hochgerichte prophezeiht, nicht um die Breite eines Haares lüften werden.

Fünftes Kapitel.

Perugia. Vorkommnisse beim Regimente. Massenhafte Desertionen. Großartige Verschwörung. Gefahr der Regiments-Casse und Fahne. Verrath. Nächtliche Patrouillen. Fort. Unterirdische Gefängnisse. Kriegs-Gericht. Todes-Urtheile. Bedenkliche Lage. Fluchtpläne. Runde. Gewagtes Unternehmen. Mörderischer Kampf in unterirdischen Räumen. Gelingen. Ueberfall der innern Fortwachen. Flucht. Alarm. Carabinieri. Toskanische Grenze. Siena. Florenz. Pisa. Livorno.

„Niemals beuge sich das männliche Haupt,
„Was ihm die Tücke des Schicksals auch raubt;
„Kräftige Liebe und männlicher Muth
„Hemmen vereinet des Unglückes Fluth!" —
24. Mai 1860.

Der Geist des Regiments war nicht der beste.

Wiewohl ich in Perugia ein gutes gemüthliches Leben führte, und mich weder über Behandlung noch sonstige Umstände, in so weit sie meine Person betrafen, nur im Geringsten hätte beklagen können, so ging mir doch so Manches, was ich wußte und täglich sehen und hören mußte, mehr zu Herzen, als ich anfänglich glaubte.

Es wird wohl kaum je ein Regiment existirt haben, in dem Bevortheilung und Unrecht eine so große Hand und Stütze hatten, als gerade in diesem.

Abgesehen davon, daß für die Mannschaft des ersten wie zweiten Regimentes (das erste lag damaliger Zeit in Pesaro) gleiche Besoldung vom Finanz-Ministerium ausgesprochen und auch nachgewiesenermaßen ausbezahlt wurde, so ereignete es sich dennoch, daß zwei volle Jahre hindurch jeder Mann des zweiten Regiments, wie jeder Gradirte täglich um zwei Bajocci weniger Sold bezog, als die Mannschaft des ersten Regiments.

Anfänglich hörte man manchmalige Klagen, welche aber immer durch strenge Strafen in ihrem Entstehen wieder unterdrückt wurden. Erst als feindliche Schaaren das päpstliche Gebiet beunruhigten, als endlich ein großer Mann, es war Lamoricière, den Oberbefehl der päpstlichen Truppen übernahm und zu diesem Zwecke auch die in Perugia garnisonirenden Truppen inspicirte, ward demselben nebst vielen andern bedenklichen Umständen die Angelegenheit wegen der Soldverkürzung vorgetragen, und auf dessen Befehl sofort die Nachzahlung der rückständigen Summen angeordnet. Abgesehen noch von diesem Allem war das Regiment wegen der ungeheuren Menge von Desertionen in die Mauern der Stadt Perugia consignirt. — Es blieb sohin von der reizenden Umgebung der Stadt nur der Blick über die Mauern in's Freie.

Spaziergänge oder Ausflüge vor die Stadtthore waren geradezu verboten, und dieselben mit unverhältnißmäßig starken Wachen besetzt. — Wer vor der Stadt betroffen ward, wurde eines Desertionsversuchs angeklagt und mit Galeerenstrafe belegt.

Diese allzustrengen Maßregeln, die vielen im Regimente befindlichen, vom General Schmid bezahlten Spione, öfters erfolgte Verurtheilungen auf falsche Rapporte hin

ohne eigentliche Vernehmung der Beschuldigten, oder auch nur eines Zeugen, die unerhörten Prellereien, — alles dies trug dazu bei, die Stimmung des Regiments zu reizen und so massenhafte Desertionen herbeizuführen.

Es brach kein Morgen an, außer man wußte sich von neuen Entweichungen zu erzählen.

Selten kamen einzelne Desertionsfälle vor, meistens ganze Thorwachen und Patrouillen.

Wurden dann vom Generale zur Verfolgung der Deserteurs verhältnißmäßig starke Patrouillen und Piquets in der Richtung gegen die toskanische Grenze ausgesandt, so ereignete es sich sehr oft, daß auch die zur Festnahme der Flüchtigen befehligten Patrouillen nicht mehr zurückkehrten.

Man zählte vom Neujahr 1860 bis zum Mai desselben Jahres — also im Zeitraum von 5 Monaten — über 750 Desertionsfälle.

In der Neujahrsnacht allein war eine Patrouille von 33 Mann und zwei Unter-Offizieren nicht mehr zurückgekommen.

Stets fanden diese Desertionen mit Waffen und allen Ausrüstungs-Gegenständen statt, was dem päpstlichen Gouvernement ungeheuren Schaden verursachte und nur der Behandlung der Mannschaft und der durch so viele Umstände hervorgerufenen gereizten Stimmung des Corps zuzuschreiben war.

Alle diese so eben detaillirten Gründe hatten verschiedene Verabredungen und Pläne zur Folge.

Ich selbst stand, ich wußte kaum mehr wie (mehr eine Folge meiner damaligen Stellung) an der Spitze einer großartigen Unternehmung. Etwas mehr als 370 Mann, gegen 30 Unter-Offiziere und

Corporale, sowie mehrere der angesehensten Bürger der Stadt Perugia waren theils mehr, theils weniger in die Sache verwickelt.

Eine Liste der Betheiligten befand sich in meinem Besitze.

Die Fahne des Regiments ward bereits heimlich aus des Generals Wohnung entfernt; mehrere Trommeln waren in verschiedenen Café's der Stadt, deren Discretion, vielmehr Beihilfe zur Ausführung, uns zur Genüge bekannt war, verborgen, und die erste Compagnie des Chasseur-Bataillons war besonders rebellisch.

Der 24. März — ein Sonntag — war bestimmt, nach der Kirchen-Parade mit gefälltem Bayonett nach vorausgegangener Entwaffnung der Wache vor des Generals Wohnung uns der in den Gemächern desselben befindlichen Kriegs-Casse mit Gewalt zu bemächtigen.

Zu gleicher Zeit sollten einverstandene Tamboure in der Stadt Generalmarsch schlagen, und ein Bürger hatte sich bereit erklärt, auf dieses Zeichen mit Pferd und Wagen die Kriegs-Casse an der Wohnung des Generals zu übernehmen, und sich sofort mit uns mit dem Gefährte an die toskanische Grenze unweit Perugia zu begeben.

Mit wenigen Ausnahmen war ja ohnedies ganz Perugia republikanisch gesinnt, und die Bewohner der Stadt sahen — von dem Unternehmen so ziemlich im Allgemeinen unterrichtet, — mit Freude dem 24. März entgegen.

Der Plan in allen seinen Nebenumständen war gut verabredet und im Reinen.

Schon war es Samstag, der 23. März.

Alles ging gewohntermaßen vor sich; mehrere früher

in neapolitanischen Diensten gestandene Soldaten gingen Mittags noch um wiederholten Male zum General Schmid, um ihn zu veranlassen, die ihnen zu gute kommende, von Neapel bereits seit längerer Zeit an ihn, den General, abgegangenen Pensionsbeträge auszubezahlen.

Doch auch damals noch weigerte er sich entschieden, und wollte sich nur herbeilassen, ihnen einen Theil der guthabenden Pension auszuhändigen, was aber nicht angenommen wurde. —

Mit stoischem Gleichmuth hörte er die in ihrem vollen Rechte dastehende Mannschaft, gegen 42 an der Zahl, an, ohne ihren rechtlich begründeten Ansprüchen zu entsprechen.

Doch die Angelegenheit nahm ein fast in's Tragische gehendes Ende.

Es war bereits die Nacht eingebrochen, die Lichter in der Kaserne St. Pietro waren, mit Ausnahme weniger beleuchteter Unteroffizier-Zimmer und der Wachtstube erloschen, als plötzlich nach 10 Uhr die Ankunft von Bewaffneten im Hofraume, die Besetzung der einzelnen Thore und das Eindringen starker Patrouillen in die inneren Kasernen-Räume erfolgte.

Da es noch nicht allzuspät war, so vermuthete man anfänglich die Ankunft eines Bataillons oder Detachements. Doch als die Patrouillenführer — eine Menge Offiziere und Unteroffiziere — lauter bekannte Persönlichkeiten — mit blanken Waffen eintraten, stutzten wir Alle.

Sollten wir verrathen sein? Bürger haben uns nicht verrathen. — Dann ist der Verräther in unserer Mitte. Diese und so mancherlei Gedanken bestürmten mich in diesem Augenblicke.

Vorerst untersuchten die Offiziere die Gewehrreihen, und als sie nur geladene Gewehre fanden, hatten sie hinreichende Bestätigung ihrer Meinung gefunden.

In diesem Augenblicke war eine Gewehrsetzung wegen unserer sehr in den weiten Kasern-Räumlichkeiten vertheilten Mannschaft unmöglich, und mußten wir dem weitern Gang der Sache ihren Lauf lassen.

Mit noch mehreren Unteroffizieren ward ich vorerst abgeführt.

Später wurde die Mannschaft der zwei in die Sache verwickelten Compagnien in kleinen Abtheilungen in das Fort gebracht. Ich wurde mit noch 26 Mann, nur Unteroffiziere und Corporäle, in ein zemlich tief unter der Erde im Fort befindliches festes Verließ geführt.

Die andern Gefangenen wurden in kleinen Partien in verschiedenen Gemächern ebenfalls in Fort untergebracht.

Die Fortwachen wurden sofort abgelöst und durch doppelt stärkere Wachen vom Jäger-Bataillon ersetzt.

Ganz Perugia ward belebt. An verschiedenen Orten waren weiß-roth-grüne Fahnen zu sehen, die man aber, als man das Fehlschlagen der Sache eingesehen, schnell wieder hatte verschwinden lassen.

Starke Patrouillen durchzogen die Stadt, besonders gewisse Theile derselben.

Durch einen Vertrauten wurde mir sogleich noch in der Nacht der Name unseres Verräthers bezeichnet, und war die Gewißheit, daß kein Anderer den Verräther gespielt habe, schon dadurch hergestellt, weil derselbe, wiewohl in der Sache bedeutend ingravirt, nicht festgenommen, sondern Nachts, als die Patrouillen kamen, gar nicht anwesend war; und noch denselben Abend,

nachdem er uns verkauft hatte, wie die Folge lehrte, desertirt ist, um wegen seiner Betheiligung nicht vielleicht dennoch verurtheilt zu werden, und vorzüglich um der Rache unserer Partei nicht zum Opfer zu fallen.

Doch, im fernen Lande ward er gefunden; meine Rechte selbst lohnte ihn im Zweikampfe.

Gleich am nächsten Morgen ward ein Kriegsgericht zusammengesetzt, welches sämmtliche Gradirte zur Todesstrafe und einen Theil der Mannschaft zu schweren Galeerenstrafen verurtheilte.

Der größere Theil der Mannschaft ward andern Tages, da keine Beweise für deren Betheiligung an der Sache aufgebracht werden konnten, wieder aus ihren Gefängnissen in's Freie gesetzt. Glücklicherweise konnte ich die in meinem alleinigen Besitze befindlichen Listen noch vernichten.

Von Verhören oder Zeugen-Vernehmungen war gar keine Rede.

Das Complott war in seinen einzelnsten Theilen verrathen und wurde uns schon am andern Tage Abends das binnen 24 Stunden zu vollziehende Urtheil (durch Erschießen) eröffnet.

Dies Alles voraussehend, hatten wir das Urtheil kaltblütig unterzeichnet.

Wir hatten uns bereits den Tag über mit den kühnsten Befreiungsplänen den Kopf zerbrochen, doch die Lage war bedenklich, die Zeit nur kurz.

Auf den andern Tag, Montag Morgens 6 Uhr, war Prise d'armes (Ausrückung und Parade der ganzen Garnison) angeordnet und zugleich der Vollzug der ausgesprochenen kriegsgerichtlichen Urtheile festgesetzt.

Bis zur Stunde waren alle gemachten Fluchtpläne nur unausführbare, höchst tollkühne Ideen gewesen.

Nur der Gedanke an eine mögliche Flucht aus unserm unterirdischen, in harte Felsen gehauenen Verließe, streng bewacht, und nur mit einem kleinen, höchstens einen Quadratfuß großen Fenster, zumal in unerreichbarer Höhe angebracht, versehen, möchte Unsinn genannt werden.

Doch der Vollzug der gesprochenen Todesurtheile ward um 24 Stunden weiter hinaus verschoben, aus dem einfachen Grunde, um das Eintreffen eines italienischen, einen Tagmarsch von Perugia entfernt gelegenen Regiments abzuwarten, und allenfalls bei der Exekution stattfindende Auftritte unserer Partei sofort mit gehörigem Nachdruck beilegen zu können. Zum Tode verurtheilt, erlitten wir Sämmtliche, wenn die Sentenz auch nicht vollzogen wurde, doch Alles, was diese Strafe furchtbar macht.

Wir waren auf das Aeußerste gefaßt; 27 Mann stark, nur Unteroffiziere und Corporäle, befanden wir uns in dem etwa 36 Schritte langen, 8 bis 10 Schritte breiten, hohen gewölbten Verließe in dem tiefen, felsigen Grunde des Forts.

Gleich in der ersten Nacht hatten wir in den dunkeln Räumen durch zufällig in unseren Taschen befindliche Zündhölzchen Licht gemacht, und große Scorpionen und eine mittelmäßig große Viper vernichtet. Unsere Mäntel, auf dem feuchten Grunde ausgebreitet, waren unser Bett.

Erst nach vielen Stunden konnten wir uns in diesen Räumen näher orientiren; — bei der ersten Betretung war man völlig erblindet.

Bereits war der zweite Abend, uns als der letzte angedeutet, angebrochen.

Wir hatten, es ging schon gegen Mitternacht, eben einen uns als möglich erscheinenden Fluchtplan entworfen und besprachen uns noch darüber, als wir schwere Tritte von oben herab vernahmen, die immer näher kamen.

Alsbald hatten wir auch die Ueberzeugung, daß es eine Runde sei, und zwar allem Anscheine nach die letzte in dieser Nacht; vermuthlich eine Offiziersrunde.

Wir hatten richtig geschlossen; der einzige zur Ausführung unseres Fluchtplanes möglicherweise noch günstige Augenblick nahete.

Die Runde war schon vor den unterirdischen festen Thoren angekommen. Ein nochmaliges Flüstern unter uns bestätigte unser gegenseitiges Einverständniß.

Entweder — oder — dachten wir Alle in einem Gedanken. —

Nie in meinem Leben kann ich diesen so entscheidenden Moment gegenseitig so schnell beschlossener Einigkeit — einer für den andern, jeder für sich — vergessen.

Die Schlüssel knarrten, die schweren Thorflügel öffneten sich, und eine Offiziersrunde, begleitet von einem großen Theile der Fortwache, trat ein.

Erst nachdem Alle eingetreten waren — in den unterirdischen Räumen unseres Gefängnisses herrschte bis jetzt noch Todtenstille, die nur von dem Waffengeklirr der Eintretenden unterbrochen ward, jeder sah in seiner Einbildungskraft sich schon in den verzweifelten Kampf der nächsten Zukunft versetzt, und auf einen Wink, der so schnell verstanden war, als nur ein Blitz zünden kann, — überfielen wir die Eingetretenen, bemächtigten uns, Mann gegen Mann, ihrer Waffen, verstellten so schnell als nur

möglich den ohnedies nur schmalen Ausgang, um das Entkommen des einen oder andern und dadurch Verrath zu hindern, und nun begann mit rasender Tollkühnheit in den unterirdischen Gemächern ein anfänglich ungleicher, in diesen finstern Räumen niedagewesener, mörderischer Kampf, und wiewohl mit Uebermacht kämpfend und anfänglich ohne Waffen, blieben wir doch Sieger.

Da wir zu tief unter der Erde waren, so ahnten die über uns stehenden Wachen nicht das Geringste von den Vorgängen in den unterirdischen Räumen des Forts.

Bei dem Angriffe waren wir sämmtlich in Hemdärmeln, um uns von den Gegnern in dem ziemlichen Dunkel leichter unterscheiden zu können.

Zudem hatten wir den Eingetretenen gegenüber einen Vortheil; Letztere waren, besonders in Folge der mit sich tragenden Laternen, beim Eintritt in unser dunkles Gewölbe geblendet; wir dagegen bereits an unsere spärliche Beleuchtung gewöhnt, waren ihnen dadurch überlegen.

Wir kleideten uns schnell in die Mäntel der Gefallenen, hängten deren Säbel und Gibernen mit Munition um, und nachdem jeder noch schnell sein Gewehr geladen und sich dessen versichert hatte, öffneten wir mit den von der äußeren Porte abgenommenen Schlüssel das uns zunächst befindliche weitere Gefängniß, bewaffneten die in denselben befindlichen Gefangenen schnell mit dem Reste der noch umherliegenden Waffen, und entstiegen nunmehr so verstärkt und gerüstet unsern unterirdischen Hallen.

Alles dieses war das Werk von weniger als zehn Minuten.

Da ich zufolge früher öfters vorgenommener Einsicht von Plänen die innere und äußere Beschaffenheit des

Forts genau kannte, so war ich an der Spitze dieser nur von Freiheitsgedanken beseelten muthigen Schaar.

Anfänglich hielten uns im Dunkel der unser Werk begünstigenden Nacht die einzelnen Posten auf der obern Plattform des Forts für die rückkehrende Runde und den dieselbe in die Tiefe hinab begleitet habenden Theil der Wachmannschaft. Doch als wir sofort in das Wachzimmer traten und hier, entschlossen, Freiheit oder den sichern Tod findend, die starke Fortwache angriffen, sahen diese erst ihre Täuschung; doch um uns längere Gegenwehr zu leisten, war es zu spät.

Wer nicht flüchtete, ward kampfunfähig gemacht; leider mußten auch hier einige unserer Anhänger, nachdem schon in den unterirdischen Gewölben 3 geblieben waren, verbluten.

Doch wir hatten die höchste Zeit, nunmehr schleunigst an die ermöglichte, jedoch immer noch mit großen Gefahren verbundene Flucht aus dem Forte zu denken.

Wir ließen das ungeheure lange Seil, das wir aus dem artesischen Brunnen gezogen hatten, über die Fortmauer hinab; dasselbe hatte gerade die entsprechende Länge und jetzt begannen wir den ziemlich abenteuerlichen Weg mittelst des Seiles in die Tiefe zu klettern. Mann auf Mann gelangten wir auf diese Art schnell aus dem Fort in's Freie.

Zum größten Leidwesen mußten wir einige unserer ausgezeichnetsten Kämpfer todt zurücklassen, denen es nicht mehr gegönnt war, noch einmal in der Freiheit athmen zu können.

Wir waren nun der größten Gefahr entronnen; doch durften wir keine Minute säumen, uns zu sammeln und

unter dem Schutze der uns noch begünstigenden Dunkelheit an die toskanische Grenze zu eilen.

Wir waren noch nicht auf Schußweite vom Forte entfernt, als wir schon von der Stadt her Alarm-Signale ertönen hörten.

Schnell war dieses Signal von den nahe gelegenen Quartieren wiederholt, und wir wußten nur zu wohl, daß der General alle nur erdenklichen Mittel aufbieten werde, sich unser noch zu bemächtigen.

Doch seine Maßregeln kamen uns alsbald lächerlich vor.

Wir hatten schon einen bedeutenden Vorsprung, und für den Fall der äußersten Noth waren wir einig, ehe wir uns ergeben würden, Alles zu wagen und es auch mit zehnfach stärkern Gegnern aufzunehmen.

Den Lago di Trasimeno hatten wir bereits im Rücken; höchstens noch 1500 Schritte von der toskanischen Grenze entfernt, versuchten drei eben von einer Nachtpatrouille heimkehrende Carabinieri uns anzuhalten; doch wir antworteten mit unserer Munition, und da einer derselben schwer getroffen vom Pferde stürzte, suchten dessen zwei Begleiter ihr Heil in der Flucht. Wir kümmerten uns nicht weiter um den Gefallenen und hatten ohne weitere Dazwischenkommnisse mit Tagesanbruch das erste toskanische Grenzstädtchen erreicht.

Durch die nächtlichen Auftritte und die anstrengende Flucht waren wir sehr ermüdet.

Wir wurden in dem feindlichen Lande sehr freundlich aufgenommen. Viele stritten sich um unsere augenblickliche Bequartirung. Für unsere Waffen und Kleider, besonders unsere neuen Mäntel erhielten wir gute Bezahlung.

Gegen Abend waren wir schon in Civil mit hinreichenden Reisemitteln und Papieren versehen.

Wir begaben uns zu Fuß nach Siena und mit Eisenbahn nach Florenz.

Bis Siena hatten wir mitunter eine höchst mühselige Fußreise an der Seite der Maremmen von Siena, große Sumpfstrecken, mit dichtem Gestrüpp bewachsen, durch die das Wasser nicht abfließen kann.

Mehrere Male mußten wir große Umwege einschlagen. Im Gebiete von Siena und Florenz herrscht der angenehmste italienische Dialekt.

In Florenz (Firenze) weilten wir zwei Tage. — Diese prächtige Hauptstadt des Großherzogthums Toskana, am Arno, gewöhnlich die Schöne Italiens genannt, gefiel mir besonders wegen ihrer Reinlichkeit vor allen andern italienischen Städten sehr gut. Das Klima von Florenz, und überhaupt von ganz Toskana's reizender lieblicher Gebirgswelt ist sehr milde und der Gesundheit zuträglich.

Der ganz mit Marmor bekleidete Dom mit seiner ungeheuren Kuppel ist sehenswerth. Der Palast degli Uffizi ist durch seine Großartigkeit und eigenthümliche Bauart höchst interessant. An dessen Außenseite prangen die kunstvollsten Statuen der sich durch Wissenschaft oder Kunst verdient gemachten Toskaner.

Von dem Belvedere hat man eine sehr schöne Aussicht und gewinnt hier schnell die Ueberzeugung, daß Italien nicht ohne Grund der Garten Europa's genannt werde.

Florenz ist auch der Geburtsort Dante's, Vespucci's, Boccacio's und Machiavelli's, und in der Kirche della

Cruce fand ich besonders das kunstvolle Grabdenkmal Dante's und Machiavelli's, † 1527, bemerkenswerth.

Nicht gar weit von Florenz liegt Pisa, und ist durch eine Eisenbahn mit ersterer Stadt verbunden.

Die Gegend von Pisa, dieser sowohl durch Handel als Eroberung hochberühmten Stadt ist sumpfig und ungesund.

Sehenswerth ist in derselben besonders der bekannte hängende oder schiefe Thurm. — Die Spitze dieses Thurmes geht 14 Fuß über die Basis hinaus und scheint so gefährlich, als müsse er alsbald auf die nächsten Häuser stürzen.

Doch er steht schon über 600 Jahre und soll von einem Deutschen zu bauen angefangen und von Italienern der Bau vollendet worden sein.

Die merkwürdige Belagerung von Pisa vom Jahre 1494 bis 1509 ist bekaunt.

Von Pisa hat man etwa eine Stunde an das Meer. In Florenz hatten wir mehrere Aufschlüsse und Anweisungen betreffs der Armee Garibaldi's erhalten, und wir waren mit Ausnahme eines einzigen, welcher die Rückreise in sein Vaterland vorgezogen hatte, einig, uns in das Hauptlager Garibaldi's zu begeben.

Als wir in Livorno, der wichtigsten See- und Handelsstadt Italiens, südlich von Pisa, angekommen waren und unsere Absicht, in die Colonnen Garibaldi's einzutreten, geäußert hatten, ward uns auf dem nächsten nach Neapel abgehenden Dampfschiffe kostenfreie Fahrt zugesichert.

Sechstes Kapitel.

Einschiffung. Neapel. Nocera. Hauptlager Garibaldi's. Persönliche Vorstellung. Eintritt in die Cavalerie. Ernennung zum Brigadier. Pulvertransport. Mißliche Lage. Kühne Vertheidigung. Verwundung. Fluchtversuch par Force. Gefangennehmung. Gefahr. Sturz. In päpstlicher Gefangenschaft. Bedenkliche Lage. Pesaro. Lamoricière. Aenderungen in der päpstlichen Armee. Einfall der Piemontesen. Schlacht bei Castelfidardo. Tod Pimodan's. Ungeheurer Verlust. Verwundung. Rückzug. Belagerung von Ancona. Ereignisse im Lazareth. Schwester Margaritta. Dr. N. Plötzlicher Wechsel der Dinge. Ancona's letzte Tage der Belagerung. Ende der päpstlichen Regierung in Umbrien und in den Marken.

„Stark muß der Mann sein, so fest wie das Erz,
„Kampfesgerüstet zu jeglichem Schmerz;
„Muß stets gepanzert und muthvoll dasteh'n,
„Muthvoll dem Tod in's Antlitz selbst seh'n!

Am andern Tage verließen wir auf dem sardinischen Dampfer „Giovanni" den Hafen von Livorno und entlang der toskanischen Küste, dann vorüber an Civita Vecchia, Ostia, Terracina und Gaeta langten wir nach fast zweitägiger Fahrt in Neapel an. Diesmal siegte meine schon abgehärtete Natur über die Seekrankheit. Nur drei Tage weilten wir in dieser prächtigen großen Residenzstadt, die an einem Busen des Mittelmeeres in so unübertrefflich schöner Lage so viele Sehenswürdigkeiten in und um die Stadt aufzuweisen hat. Nach London und Paris ist Neapel eine der größten Städte Europas.

Den ersten Abend besuchte ich das unvergleichlich schöne Theater San Carlo. — Unter den Straßen von Neapel ist besonders die große gewühlvolle Toledo hervorzuheben.

Das Leben in Neapel ist sehr billig und die sizilianischen Weine sind vortrefflich.

Das Hauptlager Garibaldi's befand sich gerade noch in Nocera, südlich von Neapel.

Wir hatten die ganze Affaire von Perugia, die Beweggründe hiezu, sowie unsere bedenkliche Lage und gelungene Flucht in einem kurz gefaßten Memorandum einem höhern Offizier aus dem Stabe Garibaldi's überreicht und um Vorlage an den General selbst gebeten. Dieser eingeschlagene Weg hatte unsere Erwartung nicht getäuscht.

Wir wurden dem greisen General persönlich vorgestellt; er fand in uns junge thatenlustige Männer und uns sämmtlichen war der Eintritt als Corporäle in seine Truppen gestattet. Ich zog es, des Reitens kundig, da ich schon in England schulgerecht reiten gelernt hatte, vor, in der Cavalerie zu dienen, und ward meinem Wunsche auch nach wenigen Tagen willfahren. Nach Verlauf von einigen Wochen hatte ich schon meine Ernennung als Brigadier (Corporal der Cavalerie) erhalten. Mein Regiment gehörte in die Categorie der leichten Reiterei, war ein neu errichtetes, und nur Chasseur a Cheval (Jäger zu Pferd) genannt. Die Uniform war dunkel, grau und grün, und sehr praktisch. Ueberhaupt muß den garibaldischen Truppen nachgesagt werden, daß sie höchst einfach, den klimatischen Verhältnissen des Landes entsprechend, uniformirt sind, und nicht schwere Tschako's, Helme und sonstige im Felddienste nur beschwerlich werdende Gegenstände nachzuschleppen haben. Nie hatte ich ein besser geschultes Pferd, als das mir zugetheilte, geritten, ein Rappe von mittlerer Stärke, ein noch junges, sehr schönes Thier von andalusischer Race.

Schon nach wenigen Tagen der Vorübung war es mir nur mehr ein Leichtes, mich schon nach zwei Wochen abexercirt an allen größeren Uebungen zu betheiligen. Die Mannschaft genoß in gewissen Beziehungen mehr Freiheiten und es lebten Offiziere und Soldaten so zu sagen mehr im Einverständniß.

Abgesehen davon, die Freischaaren Garibaldi's als Muster andern Truppen gegenüber aufstellen zu wollen, nein, nur deren Vortheile in Bezug auf Armirung und Bekleidung will ich, vernünftiger und praktischer als die der andern Truppen, hervorheben.

Daß es in denjenigen Corps, die aus so manchen Nationalitäten zusammengesetzt sind, öfters besondere Auftritte und Vorkommnisse gibt, ist leicht zu verstehen.

Zudem kann die Disziplin in Freischaaren gar nie der Disziplin der dem Heeres-Ergänzungs-Gesetze gemäß organisirten Truppen gleichkommen.

Strenge Disziplin ist nothwendig; doch Maltraitirung der Mannschaft kam nicht vor; wehe dem, der es gewagt hätte, die Mannschaft zu chikaniren, oder durch leidenschaftliche Handlungen zu reizen. Das Verhältniß der Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten ist ein ganz anderes, als das der das ganze Jahr in Garnisonen herumliegenden Truppen. Betrachte man z. B. die französische Armee. Kein Soldat nennt seine Offiziere, sei es auch General oder Feldmarschall — „Herr," — kurzweg „Mon General," „Mon Marechal" („mein General," „mein Marschall.")

Hierüber ließe sich noch so manches anführen; doch will ich mich nicht zu weit in Nebenumstände verlieren.

In Garibaldi's Armee hatte ich nur einigen kleinen Scharmützeln beigewohnt. Erst meine letztern Tage in

seinen Colonnen waren von einem ernsteren Auftritte begleitet.

Beauftragt, mit einer Bedeckung von 20 Mann einen Pulvertransport zu begleiten, stießen wir an der neapolitanisch römischen Grenze, da wir wegen plötzlich eingefallenen Nebels uns fast eine halbe Stunde in's feindliche (päpstliche) Territorium verirrt hatten, und eben einen Halt machten, auf eine päpstliche Nachtpatrouille.

Wir hätten nun wohl, die wir zu Pferde gewesen, die Flucht ergreifen, und die zwei Munitionswagen im Stiche lassen können.

Doch in der dortigen, theilweise sehr sumpfigen Gegend ist nichts weniger rathsam als eine unbekannte Richtung einzuschlagen, zudem im Dunkel der Nacht; es war ein so starker Nebel gefallen, daß wir die Patrouille nur gehört, noch nicht gesehen hatten.

Wir beschlossen, da wir ohnedieß nur eine gewöhnliche, vielleicht 20 bis 30 Mann starke Truppe vermutheten, nicht vom Platze zu weichen, und stellten schnell unsere zwei Munitionswagen der Quere nach über die Straße.

Nachdem die Patrouille indessen uns noch näher gekommen war, und wir, wie üblich angerufen, keine Antwort gaben, waren wir sohin als feindliche Truppen anerkannt und aufgefordert worden, uns zu ergeben. Dies hatten wir jedoch so leichten Kaufes nicht im Sinne.

Es entspann sich nun ein gegenseitiges Feuer. Unsere Munitionswagen waren als Barrikaden benützt und gaben uns eine halbe Stunde lang eine Brustwehr; doch mehrere meiner Leute; darunter noch ein zweiter im Dienste jüngerer Brigadier, ward schwer verwundet, und die

Lage bedenklich. — Wir hatten indessen wohl eingesehen, daß wir mit einem uns weit überlegenen Gegner zu thun hatten; — ich erhielt eine leichte Wunde am linken Handgelenke und wir waren nach und nach allmählig umzingelt.

Unsere Munitionswagen hätten uns zuletzt durch Entzündung und Explosion nur noch gefährlicher werden können.

Ich versuchte mit den noch nicht oder nur wenig Verwundeten nunmehr mit Force die doppelte Linie der uns umzingelnden päpstlichen Schaar — es war eine ganze Compagnie — zu durchbrechen.

Wir gaben unsern Pferden die Sporen, durchsprengten die Reihe der uns Einschließenden, und ich war schon, einer der Ersten, außerhalb derselben, als mein Pferd, zweimal schwer getroffen, stürzte, und mich überwarf.

Noch wäre ich in der mir drohenden Gefangennehmung auf dem ledigen Pferde eines neben mir von demselben herabgeschossenen Mannes, entkommen, hätte ich mir nicht beim Sturze am rechten Fuße zu wehe gethan.

Ich mußte mich ergeben, und hoffte nun ganz sicher von den Römischen erkannt und erschossen zu werden.

Auch der Rest meiner Mannschaft hatte sich indessen ergeben müssen. — Wir hofften insgesammt von den Päpstlichen nichts Gutes.

Doch Göttin Fortuna war mir diesmal mehr als je günstig.

Man stellte mir wie den andern Gefangenen frei, entweder in die päpstliche Armee einzutreten oder uns an die unserm Vaterlande nächst gelegene italienische Grenze liefern zu lassen. Ich zog, wiewohl ich wußte, daß ich viel wage, wenigstens für den gegewärtigen Augenblick den Eintritt in die päpstliche Armee vor.

Der in der verhängnißvollen Nacht die patrouillirende Compagnie befehligende Offizier hatte sich in Gegenwart mehrerer höherer Offiziere über unsere Gegenwehr sehr zu meinen Gunsten geäußert, in Folge dessen ich in eines der Jäger-Bataillone eingereiht wurde.

Bei dem nächtlichen Scharmützel hatte ich ein auffallendes Glück. Durch den linken unteren Flügel meines Mantels waren zwei Kugeln gedrungen, ohne mich zu verletzen; ebenso hatte eine dritte Kugel den Kolben meines Karabiners (kurzes Gewehr im Gebrauche der Cavalerie) beschädigt und mich noch an der linken Handwurzel, wiewohl nicht erheblich, verletzt.

Der Attakt im Dunkel der Nacht, einer gegenüberstehenden Truppe, deren Stärke uns unbekannt war, und deren Hinterhalte, Stellung und sonstige Vortheile wir des dicken Nebels halber gar nicht zu ermessen im Stande waren, all' dieß gab der von unserer Seite so gleichgiltig aufgenommenen Gegenwehr, wie sie nachhin der die Patrouille kommandirende Offizier geäußert hatte, den Anstrich vollendeter Verwegenheit.

Ich unterließ nicht, vom ganzen Vorfalle einem mir geneigt gewesenen Offiziere aus dem Stabe Garibaldi's briefliche Notiz zu geben, um nicht die Meinung Platz greifen zu lassen, ich sei desertirt, oder habe im Einverständnisse mit den Päpstlichen gehandelt, oder feig mich sofort gefangen nehmen lassen.

Auch vergaß ich dabei nicht, der mir so tapfer zur Seite gestandenen Mannschaft, besonders des jüngeren Brigadiers rühmliche Erwähnung zu thun.

Im Ganzen sieben, darunter zwei schwer, und ich leich verwundet, geriethen wir in Gefangenschaft. — Die übrigen 13 blieben auf dem Wahlplatze.

Zum zweiten Male in der päpstlichen Armee, ward ich sehr bald wieder zum Corporal und funktionirenden Fourier ernannt. Das Jäger-Bataillon, dem ich einverleibt war, bestand nur aus Italienern, welchem Umstande ich meine um so raschere Ausbildung in der italienischen Sprache zu danken habe.

Wir lagen kurze Zeit in Viterbo und kamen später nach Pesaro am adriatischen Meere.. Das in Pesaro längere Zeit in Garnison gelegene erste Schweizerregiment war indessen nach Macerata und Ancona abmarschirt, aus welchem Grunde ich weniger zu befürchten hatte, erkannt zu werden.

Doch die Zeiten der Bedrängniß Pius IX. nahten. Allenthalben fielen Grenzüberschreitungen und hiedurch hervorgerufene einzelne Thätlichkeiten, öfters Scharmützel und blutige Gefechte vor.

Ich überlasse die Controverse der reinen Kirchenfrage einer geübteren Feder auf diesem Gebiete und beurtheile die Invasion des Kirchenstaates nur vom allgemein anerkannten Rechtsbegriffe, welcher zu allen Zeiten bei allen civilisirten Völkern Geltung hatte.

Nach diesem Rechtsbegriffe ist der Angriff auf den päpstlichen Staat, ohne vorausgegangene Kriegserklärung, dessen Eroberung, ein offener Raub, begangen von einem katholischen Fürsten, der sich zum Hohne der Ritterlichkeit il Re galantuomo schelten läßt, gutgeheißen und durch diplomatische Scheinmanöver begünstigt von einem zweiten Fürsten, der die eigene Krone mit dem Blutkitte seiner Unterthanen auf das Haupt gefestigt. —

Der Monat Juni schon hatte verschiedene Vorsichtsmaßregeln von Seite der päpstlichen Regierung zur Folge.

Der thatenfähige General Lamoricière ward durch Vermittlung Monseigneur de Merode's *) an die Spitze der Militärmacht des Papstes berufen und demselben unumschränkte Militärgewalt übertragen. Christoph Leon Louis Juchault de la Moricière, geboren zu Nantes am 5. Februar 1806, gehört einer Familie an, welche immer den Ruf der Anhänglichkeit an die Legitimität hatte. Die Werbungen wurden

---

*) Monseigneur de Merode, vom Papste Pius IX. mit der Wahl eines Anführers betraut, kannte Lamoricière von früherer Zeit, seinen Waffenruhm kennt Europa. Nach dem Sturze des Hauses Orleans finden wir den General auf dem politischen Boden seines Vaterlandes als Gegner Napoleons, wofür ihn dieser in Haft nehmen ließ und in Gnaden — exilirte.

So fand ihn de Merode zu Brüssel.

Am 9. April verkündete folgender Tagesbefehl den Truppen dieses Ereigniß:

Ordre du jour.

Soldats!

Notre Saint-Père le pape Pie IX. ayant daignè m' appeler pour défendre ses droits méconnus et menacés, je n'ai pas hésité un instant à reprendre mon épée.

A l'écho de la vénérable voix, qui naguère du haut du Vatican faisait connaître au monde les perils dans lesquels se trouve le patrimoine de Saint Pierre, les catholiques se sont émus, et leur èmotion, s'est rapidement ètendue d'un bout à l'autre de la terre. La révolution, comme autrefois l'islamisme, menace aujourd'hui l'Europe, et aujourd'hui, comme alors la cause de la papauté est la cause de la civilisation et de la liberté du monde.

Soldats! ayez confiance, et soyez certains, que Dieu soutiendra notre courage et l'élévera a la hauteur de la cause dont il a confié la defense à nos armes.

Le general en Chef de Lamoricière.

eifriger als je betrieben. Besonders Oesterreich lieferte sein Contingent.

Unter der umsichtigen und energischen Leitung des k. k. Feldmarschall-Lieutenants Baron v. Mayerhofer war schon zu Beginn des Jahres 1860 ein Bataillon gestellt, zweckmäßig adjustirt, an seine Bestimmung gefördert und bewaffnet.

Der Andrang war ein so großer, daß diesem ersten Bataillon bald die Errichtung eines zweiten, dritten, vierten, endlich fünften folgen konnte.

Oesterreische, bayerische, preußische und badische Offiziere, theils aus dem activen Dienst, theils aus dem Pensions- und Armeestande eilten unter die päpstliche Fahne; die ältesten Geschlechter Frankreichs, Belgiens, Deutschlands, Irlands sandten ihre Söhne. Nebst Geld wurde Kriegsmaterial jeder Art gespendet, und jeder Lloyd-Dampfer landete neue Zuzüge und Sendungen in Ancona's Hafen. —

Wie die denselben gemachten Versprechungen gehalten wurden, hierüber will ich den Schleier ziehen, es würde mich in ein zu großes Detail verlocken.

Es wurden meist lauter neue Jäger-Bataillone formirt.

Lamoricière entwickelte alsbald seine ganze Thätigkeit, um die heterogenen Theile zu einem Ganzen zu verschmelzen, und möglichst jene Elemente zu fördern, welche die Feldtüchtigkeit der bereits bestandenen und neugeworbenen Truppen bedingten; er durchreiste mit Schnelligkeit den Kirchenstaat nach allen seinen Ausdehnungen, besichtigte die meisten Punkte von Wichtigkeit, hielt allenthalben Musterungen in den Garnisonsstädten, gab verschiedene Befehle, überzeugte sich mit einem Worte

über die Verhältnisse und den Stand der schlagfertigen päpstlichen Armee. — Bei seinen abgehaltenen Inspektionen und Uebungen in kleinen und größern Körpern wurden meist die Leistungen der Mannschaft rühmenswerth anerkannt; doch über das Offizier-Corps, das nirgends complet, auch zum Theil wenig kriegserfahren war, hatte er manche Bemerkungen fallen lassen, die nicht den günstigsten Eindruck machten. — Er mußte leider so viele Offiziere finden, die unfähig waren, ihren Posten weder in der einen noch andern Beziehung auszufüllen.

Einem Offizier, wie Lamoricière, fallen natürlicherweise solche Hauptmängel einer Armee schwer. Das eigentliche Material, der gemeine Mann, war vortrefflich. Meist gediente Soldaten, die schon dem Feind in's Auge geschaut, darum aber auch um so mehr einer geregelten strengen Disciplin bedürftig, welche wieder in erster Instanz den tüchtigen Unteroffizier, den sorgsamen, erfahrenen Offizier bedingt. Er traf sehr viele bis zu seinem Erscheinen unbeachtet gebliebene und manchmal im Felddienste von so großem Vortheile befundene Einrichtungen, worunter die Vertheilung von Zelten unter die Mannschaft, ganz nach Art der französischen Truppen, sowie Beseitigung der nur belästigenden, in's Feld gar nicht geeigneten Tschako's, hervorzuheben sind.

Ebenso war er darauf bedacht, den Tornister des Soldaten so leicht als möglich zu machen, um nicht nach anstrengenden Märschen die Mannschaft unter der schweren Bürde ihrer Last, und halbe Kleidermagazine auf dem Rücken, zusammensinken sehen zu müssen. — Kam Marschbefehl für ein Corps, so wurde die grande tenue — der Tschako, der für die Parade bestimmte Rock und die

zweite Hose — sowie alles was im Felde entbehrlich, in die Magazine abgeliefert. — Schon Ende August waren die päpstlichen Grenzen sehr gefährdet.

Am 8. September überschritten die piemontesischen Truppen zum Erstenmale die Grenzen des Kirchenstaates, gegen die sie auf den beiden von Florenz nach Pesaro, Perugia und Orvieto führenden Straßen längst vorgeschoben waren, überfielen die erste Stadt und gaben damit das Signal zum allgemeinen Aufstande.

Am 7. September erhielt Lamoricière zu Spoleto die Zusicherung von der piemontesischen Regierung, daß man das Eindringen revolutionärer Banden nicht dulden, die piemontesische Armee die päpstlichen Truppen nicht angreifen werde; am 8. überrumpelten die Freischaaren Cattolica und Urbino, eine zweite Colonne nahm Pergola. Diese Bewegungen wurden hauptsächlich durch den piemontesischen General Roselli und den Oberst Masi in einheitlicher Disposition mit andern piemontesischen Offizieren geleitet. Da aber wohl vorauszusehen war, daß Lamoricière diesen Banden trotz ihrem planmäßigen Vorgehen bald Herr werden würde, erließ Fanti unter Einem an den General en Chef der römischen Truppen eine schmachvolle Aufforderung zur feigen Verleugnung seiner vor Pius IX., vor seiner Armee, vor den Augen Europa's eingegangenen Verpflichtung: „das päpstliche Gebiet zu schützen.“

Fanti forderte sogleich Entscheidung, und als Lamoricière, wie vorauszusehen, ihm erwiederte: „er müsse hierüber nach Rom berichten,“ hieß Fanti auf telegraphischem Wege seine Adjudanten ohne Verzug zurückzukehren, und überschritt Tags darauf (11. September) mit der Armee circa 30—35,000 Mann die Grenze.

Die schwachen päpstlichen Besatzungen konnten dem zahlreichen Feinde nirgends Stand halten. Die wohlberechnete raschergriffene Initiative des Gegners entschied von vorne hinein das Loos der kleinen, aber muthigen Schaar. — Während am 13. schon das Hauptquartier Cialdini's bis gegen Sinigaglia vorgeschoben war, zogen sich die päpstlichen Streitkräfte unter de Courten und Kanzler allmählig gegen Ancona zurück. Am 14. ward Falconara besetzt, nach zehnstündigem Kampfe aber dem Feinde geräumt. Das Hauptqurrtier Lamoricière's war an diesem Tage in Tolentino, während Fanti sich gegen Fuligno, und Cialdini nach Ancona wandte.

Piemontesische Reiterpatrouillen streiften bis gegen Osimo.

Die nicht todt oder gefangen zurückgebliebenen Päpstlichen kamen theilweise zerstreut dem Hauptheere nach und vereinigten sich, da die Piemontesen immer weiter vordrangen, mit der von Perugia, Fuligno, Macerata sich nach Tolentino gegen Ancona zusammenziehenden Hauptmacht.

Ich ward eben mit einem Detachement um Munition nach Ancona abgegangen, war sohin bei den ersten erfolgten feindlichen Zusammenstößen von Pesaro und Perugia, allwo General Schmidt in der Nacht vom 12. auf den 13. capitulirte,*) abwesend und hatte von dem Vorfalle, eben auf dem Rückwege zwischen Osimo und Loretto Kunde bekommen.

---

*) Ob und wie lange Perugia sich noch hätte halten können, soll hier weiter nicht erörtert werden. —

Diejenigen, welche den General Schmidt kannten, werden wissen, was man von diesen Kämpfen halten kann!

Ich hatte indessen auf geschehene Anfrage Befehl erhalten, dortselbst mit meinem Pulvertransporte und der Begleitungs-Mannschaft zu verbleiben. — Es hatte sich bereits ein größerer Theil der päpstlichen Armee bei Loretto vereinigt, und trafen täglich neue Bataillone ein.

Drei Bataillone von Fuligno her, schon seit einigen Tagen erwartet, waren immer noch nicht eingetroffen. — Durch flüchtige zerstreute Militärs kam endlich die Nachricht, daß ihnen der Weg zum Hauptheere vom Feinde abgeschnitten und einzelne kleine Städte der Gegend genommen worden seien.*)

---

*) Die römische Armee bestand zu Ende August, d. i. zu Beginn der Feindseligkeiten:

1) Alte Truppen:

a) Einheimische (Indigeni)	6200 Mann.
b) Schweizer	3360 „

2) Neugeworbene Truppen:

a) Oesterr. Freiwillige	5800 „
b) Franco Belgier	300 „
c) Irländer.	800 „
sohin aus	16360 Mann,

mit 1000 Pferden und 30 Feldgeschützen. (Die Geschütze in den befestigten Orten und Ancona selbstverständlich nicht hieher gerechnet.)

Die Bewaffnung war eine sehr gemischte, im Ganzen mangelhaft, auch unzulänglich. —

Die Offiziere waren nirgends complett, und zum großen Theil wenig oder gar nicht kriegserfahren.

Die ärztliche Hilfe war kaum zur Noth ausreichend.

Die Manövrirfähigkeit war mit Ausnahme desjenigen kleineren Truppentheiles, dem noch in Zeiten Gelegenheit geboten war, sich in der Elementar-Taktik und combinirten Feldmanövern unter den Augen des Generals en Chef zu üben, eine sehr geringe. —

Doch der Haupttag, der 18. September, der Tag der Entscheidung, nahte.

Lamoricière beschloß unter allen Umständen nach Ancona, dem letzten durch Waffen gedeckten Wall des römischen Staates, vorzudringen, — er stand keinen Augenblick an, den einzigen möglichen Ausweg zu ergreifen.

Dieser tapfere Führer, stolzer und kühner in dieser verzweifelten Stunde, als damals, wo er unter Kartätschenhagel unter den gestürzten Mauern von Constantine vordrang, warf sich ohne Zögern in den Kampf, dem so vielfach stärkeren Feinde entgegen.

Durch Berge, bedeckt von dem massenhaften Feinde, und umgürtet mit einer furchtbaren Artillerie mußten wir dringen.

Bei den Hügeln von Castelfidardo kam es zur entscheidenden Schlacht.

Dreimal stürmten wir die Berge mit dem Bayonett und durchbrachen den Feind, um uns eine feste Stellung zu erkämpfen.

Mit ungeheurem Verluste zurückgeworfen, stürmten wir immer wieder. Beim vierten Sturme ward Pimodan an der Spitze seiner Tapfern von Kugeln durchbohrt, und starb in der Nacht vom 18. auf den 19. September an seinen Wunden.

Ich habe später selbst aus dem Munde eines piemontesischen Capitäns die Worte fallen hören, daß sie (die Piemontesen) an diesem heißen Tage einigemale ganz verblüfft über unsern Muth gewesen seien, und uns eine solche Ausdauer nie zugetraut hätten.

Unweit der Anhöhe, bei einem Maierhofe, fand die

schrecklichste Episode des so ungleichen Kampfes statt, da wir von dieser mit so viel Blut erworbenen vortheilhaften Stellung durchaus nicht mehr weichen wollten.

Fünf Stunden hatte hier der hartnäckigste Widerstand gedauert, endlich steckte eine Bombe das Haus in Brand, und nur, um unsere Verwundeten zu retten, traten wir am Ende den Rückzug an.

Der Verlust der päpstlichen Armee war sehr groß.

Das frankobelgische Bataillon, 300 Mann stark, hatte seinen Führer verloren, und blieben von diesem schönen Bataillone kaum 80 Mann verwundet und verstümmelt zurück.

Lamoricière, den Fall des Generals Pimodan wahrnehmend, seine Truppen, wenigstens den größten Theil, in voller Flucht gewahrend, gab den Tag verloren, hatte sich mit einem großen Theil der Armee, meist Cavalerie, nach großem Verlust an Todten, Schwerverwundeten und Gefangenen, nach Ancona, dem einzigen noch festen Punkte und dem eigentlichen Schlüssel zum Kirchenstaate zurückgezogen.

Ich ward bei Castelfidardo ziemlich am rechten Fuße verwundet und kam auf einem der vielen mit Verwundeten beladenen Wagen nach Ancona in das dortige Lazareth. *)

---

*) Die schlechte Conduite, welche man den Schweizer Linien-Truppen des römischen Heeres in dem kurzen Verlauf des Feldzuges zur Last legt, wird um so mehr überraschen, wenn man einen Rückblick in die Geschichte wirft, wo der Schweizer, sei's auf dem eigenen Heimathboden, sei's als Söldner in fremden Heeren kämpfend, immer den Ruhm eines tapferen, ausdauernden Kriegers sich bewahrte, auch in der Kampfperiode der Jahre 1848—1849 noch bekräftigte. —

Die Flotte hatte sich indessen gegen Ancona gewendet, um die letzte irdische Schutzwehr der päpstlichen Souveränität zu nehmen, dessen Besitznahme bei der gänzlichen Theilnahmslosigkeit sämmtlicher Mächte nur eine Frage der Zeit genannt werden konnte.

Das Gefecht von Castelfidardo war der einzige offensive Schlag, zu welchem die päpstliche Armee unter Lamoricière's eigener Führung, und zwar nothgedrungen, gelangte.

Ein Grund, warum die jetzigen Schweizer-Regimenter des Papstes nicht mehr mit den früheren in Bezug auf Disciplin und Tapferkeit auf gleichen Fuß gestellt werden können, liegt wohl darin, daß eben diese letzten Kämpfe zersetzend auf den Kern der alten Schweizertruppen gewirkt, die seitherige Ergänzung aus schlechten Elementen gezogen, die kriegserfahrnen und tüchtigen Offiziere zum größten Theil fort, in unzulänglicher Zahl und durch minder oder gar nicht fähige ersetzt wurden.

Die Zeitumstände hatten die Disciplin gelockert, die Zukunft war unsicher gestellt; und so fehlten die nöthigsten Bürgschaften für die Verläßlichkeit einer geworbenen Truppe, welche nicht für eine Idee begeistert, sondern aus Abenteuerlust oder nur für Lohn in den Kampf geht.

Trotz den so gemischten Nationen (wieder eine Hemmung für die nöthige Einheit) konnte über die militärische Moralität der Truppen nicht geklagt werden.

Mit Ausnahme leichterer Subordinations-Uebertretungen, die in der unvermeidlichen heterogenen Zusammenstellung ihren Grund finden, und dem Laster der Trunkenheit, in dem feurigen Landeswein und der guten Bezahlung (!) des Mannes erklärt, kamen (Desertionen ausgenommen) wenige Fälle vor, wo die Strenge der Militärjustiz Platz greifen mußte. Raub, Plünderung und Verletzung der persönlichen Sicherheit des Landesbewohners waren unwiderruflich mit der Todesstrafe bedroht, und kamen nicht vor, was auch die liberalen Blätter über Indisciplin und verübte Grausamkeiten der päpstlichen Truppen in die Welt gestreut. —

Nach der ersten Hälfte des Monats September, am 23., begann die Belagerung Ancona's von der Land- und Seeseite, nachdem schon am 18. die offenen Feindseligkeiten begonnen hatten.*)

Lamoricière hatte die nur geringe Besatzung von Ancona so gut als nur thunlich auf die wichtigsten Posten vertheilen lassen, und war fest entschlossen, das Aeußerste zu wagen.

Doch schon in den ersten Tagen der Belagerung litten die Befestigungswerke von Ancona sehr.

Die sardinischen Schiffe unter Vice-Admiral Persano, nemlich die Schrauben-Fregatten Maria Adelaida, Vittorio Emmanuele und Carlo Alberto, dann die Raddampfer Constitutione, Governolo und Monzambano beschossen Ancona mit ihren vortrefflichen Geschützen von einer Entfernung aus, daß längere Zeit von den meisten Batterien der Festung gar nicht oder meist nur ohne Erfolg geantwortet werden konnte, während die trefflichen piemontesischen Geschosse den Festungswerken sehr zusetzten.

---

*) Zur Characteristik des Feindes setze ich hieher die Copie eines zufällig aus der Brieftasche eines gefallenen Offiziers der Piemontesen entnommenen Armeebefehl Cialdini's:

Soldats du quatrième Corps!

Je vous conduis contre une bande d'aventuriers étrangers, que la soif de l'or et le désir du pillage ont conduits dans nos pays.

Combattez, dispersez inexorablement ces miserables sicaires, que par votre main ils sentent la colére d'un peuple, qui veut sa nationalité et son independance.

Soldats! Perouse demande vingeanee, et bien qu'il soit tard, elle l'aura.

Le General Command. du 4me Corps. Cialdini.

Besonders erwähnen muß ich der feigen Räumung des Lazareths durch Oberst de Sady, ohne daß ein Artillerist verwundet oder ein Geschütz verletzt worden wäre. Den 23. erfolgte der erste ernstliche Angriff von der Seeseite.

Mir ging es indessen im Spitale besser; doch schon am zweiten Tage ward ich von einigen ebenfalls an ihren Wunden darniederliegenden Unteroffizieren und Soldaten erkannt, und die Affaire von Perugia machte alsbald die Runde im Lazareth.

Ich wurde strenger beaufsichtigt, und schon am nächsten Tage erfuhr ich durch eine Italienerin, eine junge barmherzige Schwester, Namens Margaritta, die den Verwundeten mit noch einigen Schwestern zur Pflege zugetheilt war, daß meine Lage bedenklich sei.

Sie sagte mir, ich sei erkannt worden, sie wisse Alles, die Geschichte von Perugia bilde das Tagesgespräch; es sei eine strengere Aufsicht über mich verhängt worden, und sobald ich nur einigermaßen genesen sei, werde an mir das vom Kriegsgericht von Perugia ausgesprochene, und von Pius IX. mittlerweile bestätigte Todesurtheil vollzogen. Sie fügte noch bei, sie wolle alles für mich thun, und sie meine unmaßgeblichst schleunige Flucht im Dunkel der Nacht sei das zu rathendste; jedenfalls aber vorläufig rathe sie mir zu großer Vorsicht und reiferer Ueberlegung der Sache; ich solle mir nichts anmerken lassen von All' dem, was sie mir soeben anvertraut, und sie nicht dadurch, daß ich hiervon spreche, verrathen. — Später am Abende wolle sie noch das Weitere hierüber mit mir besprechen.

Die Belagerung war indessen weiter vorgeschritten,

und die Päpstlichen hatten nur mehr wenige Hoffnung, die sardinische Flotte abziehen zu sehen.

Ich nahm mir den folgenden Tag nicht viel Zeit, besonders auf die Belagerung mein Augenmerk zu richten.

Meine bedenkliche Lage, die zufällig so theilnehmende Schwester Margaritta, meine Wunde und der augenblicklich fast an Unsinn und Unmöglichkeit grenzende Gedanke, aus der so schwer belagerten Feste zu entkommen, alles dies fesselte meine Gedanken, und bewog mich, Pläne zu schmieden.

Eben einen Tag nach der mir von Margaritta gemachten Mittheilung kam noch spät Abends Dr. N., ein sehr berühmter Arzt, der aus freiem Antriebe einen Theil der Verwundeten verband, herstellte, und wo es leider nothwendig geboten war, die Amputation leitete, und ersuchte mich, da er eben allein war — Margaritta hatte mich bei seinem Eintritte verlassen — ihm zu einem vorzunehmenden Aderlaß mit der Lampe zu leuchten.

Ich stand den ganzen Abend — was mir aber nicht entging, streng beobachtet — mit Margaritta unter einem der weiten Bogenfenster, von wo aus man das Meer und die feindliche Flotte sehr schön übersehen konnte, meine Lage und die in nächster Bälde zu realisirenden Schritte berathend.

In dieser ziemlich kühlen Abendluft hatte ich etwas Frost empfunden, so daß ich, als ich Dr. N. leuchtete, unwillkürlich mit der Lampe in der Hand zitterte.

Dieser geringfügige Umstand zog Dr. N's volle Aufmerksamkeit anf mich.

Er schrieb das Zittern vor dem fließenden Blute mehr einem zartfühlenden Gemüthe als einem

Krieger zu; er beobachtete mich einige Minuten stillschweigend, und ich hatte seine Neugierde, vielmehr sein Mitgefühl erregt.

Ich hatte in ihm bisher stets einen tiefstudirten theilnehmenden Mann, einen Menschenfreund, wie sie selten sind, gesehen, und die wenigen Stunden, die er täglich im Lazareth zubrachte, hatten hingereicht, ihn kennen zu lernen.

Er war ein uneigennütziger Mann, in jeder Beziehung ein Ehrenmann; daß er einer der entschiedensten Gegner der päpstlichen Regierung und mit einem Dr. Or. eines der hervorragendsten Mitglieder der Umsturzpartei war, konnte man aus seinen Aeußerungen alsbald schließen.

Die Umstände veranlaßten mich auch, ihm auf seine Fragen meine ganze bedenkliche Lage nicht mehr länger zu verhehlen.

Dieser plötzlich gefaßte Entschluß war auch meine Rettung, was die nächste Zukunft lehrte. Dr. N. nahm große Theilnahme an meinem Schicksale. Er besprach sich noch Abends mit dem Generalstabsarzte, unter dessen Leitung das Lazareth stand, um mich gegen persönliche Haftung und Bürgschaft in sein Haus in Privatpflege übernehmen zu dürfen. Doch anfänglich wollte sich dieser Oberoffizier hierüber gar nicht sprechen lassen und erst auf weiteres Andringen des Dr. N., und als derselbe verschiedene Umstände, meine bedenkliche und die, die umsichtsvollste Pflege fordernde Wunde, vorschützte, ließ sich derselbe ein, an die ihm von mir angegebene Adresse schreiben zu lassen, um sich Gewißheit meiner Angaben zu verschaffen.

Sofort als mir Dr. N. diese Nachricht überbrachte,

und sobald sich derselbe wieder entfernt hatte, besprach ich mich mit Margaritta, um ihre Ansicht zu hören.

Diese gute Seele wußte in diesem Augenblicke nicht mehr was zu machen sei. Die Lage schien ihr je länger desto gefährlicher; doch hatte sie sich bereitwilligst erklärt, alles für mich zu thun, was ich nur immer verlangen werde.

Als ich ihr endlich einen mir plötzlich, gleich einem Blitze eingefallenen Plan mittheilte, stimmte sie demselben, als dem einzigen möglichen Auswege, zu, verschaffte mir in der Dämmerung Papier, Dinte und Feder, und führte mich spät Abends in die ziemlich abgelegene Todtenkammer, woselbst sie mich allein ließ, einen Brief zu schreiben, um eine schleunige Depesche an Dr. N. zu veranlassen.

Ich schrieb auf einer neben einem Todten liegenden Trommel; es waren dies meist Todte, die während des Tages an schweren Wunden hierhergebracht, theils schon auf dem Transport, oder sofort bei der Ankunft im Lazareth verstorben und sodann einstweilen hieher verbracht worden waren. Schwester Margaritta öffnete mir nach Verlauf einer guten Viertelstunde die in diese Todtenkammer führende Pforte; ich behändigte ihr das gefertigte Brieflein mit dem Bedeuten, daß von dessen richtiger Besorgung mein Leben abhinge, und ersuchte sie, denselben zu siegeln und sobald als möglich selbst auf die Post zu besorgen.

Ich wußte nur zu gut, daß Margaritta alles für mich wage und hegte auch nicht die geringsten Besorgnisse.

Ich ward noch nicht völlig genesen, und zufolge der die letzten Tage von Rom eingetroffenen Ordre sollte nicht länger gesäumt werden, das vielbesprochene Urtheil zu

vollziehen. Margaritta war es wieder, die mir bedeutete, daß in Betreff meiner etwas von Rom gekommen sei; mehr wisse sie bis zur Minute selbst noch nicht, sie habe meinen vor 4 Tagen geschriebenen Brief sogleich selbst besorgt; doch habe sie viel Angst, die Depesche komme wahrscheinlich zu spät.

Dr. N. besuchte mich auch noch an diesem Abende; doch er war auffallend niedergeschlagen, und ich ahnte nichts Gutes.

Es war bereits 9 Uhr Abends, als sich Dr. N. eben entfernen wollte. Gerade in demselben Momente trat ein Diener des Telegraphenbureaus ein, mit dem Anfügen, daß er eine äußerst wichtige Dispaccio telegraphico (Depesche) an Dr. N. zuzustellen habe, und denselben noch hier zu finden vermuthe, — was auch der Fall war.

Ein Strahl der Hoffnung überflog Margaritta's Antlitz; und auch Dr. N. und ich waren überrascht. Die Depesche vorläufig nicht öffnend, begab sich Dr. N. sofort zu dem im Hotel Pace wohnenden Generalstabsarzt, um demselben die soeben angekommene Depesche zu überreichen.

Meine Angaben waren natürlich bestätigt, und Dr. N. hatte endlich die Bewilligung erhalten, mich bis zur vollen Genesung in Privatpflege übernehmen zu dürfen. Jedoch ward er für mich persönlich haftbar erklärt. —

Gleich am andern Morgen ward ich in einer Sänfte — nachdem ich mich noch dankend von Schwester Margaritta, die so viel für mich gethan, und sich für meine Lage so theilnahmsvoll gezeigt und bewiesen, beabschiedet hatte, — in die Wohnung des Dr. N.

gebracht, in dessen umsichtsvoller Pflege ich auch sichtlich an meiner Wunde genas.

Die Belagerung Ancona's ward unausgesetzt, und zeitweise mit einer solchen Wuth der Belagerer fortgesetzt, daß die Unhaltbarkeit der Festung bald einzusehen war. Mehrere Batterien schwiegen schon. Lamoricière wandte sich einigemale mit der Frage nach Rom: ob auf weiterer Vertheidigung bestanden werden solle, worauf ihm stets bedeutet wurde, er solle zur Vertheidigung das Aeußerste wagen.

Der 28. September war ein schwerer Tag für die Belagerten. Morgens 6 Uhr richteten die Piemontesen das Feuer auf der Radetzky-Schanze gegen Porta Pia, und ihre Schützen besetzten das Lazareth.

Das Lazareth war ganz abgedeckt, und mußten schon den ersten Tag die in demselben befindlichen Verwundeten transferirt werden, da von denselben einige im Lazareth neue Wunden erhalten hatten. Die Befestigungswerke am Kapuzinerberge waren bedeutend beschädigt. Zur momentanen Deckung und Aufwerfung eines Schutzwalles waren gegen 400 Galeeren-Sträflinge unter dem heftigsten Feuer commandirt, mit Schaufeln und Haue zu arbeiten. Gegen 5 Uhr Abends explodirte durch eine Bombe das Pulvermagazin (eigentlich nur ein Handmunitionsmagazin) in der Lanterna im Hafen, und ungefähr 10 Minuten nach der ersten Explosion folgte die zweite — das große Pulver-Magazin, Geschütze und Mannschaft flogen in die Luft. Zwei weitere Batterien waren sammt ihrer Bedeckungsmannschaft überschüttet. — Ein schwirrender, durchdringender Knall, eine hohe Staub- und Rauchwolke, ein niederströmender Regen von Erde, Stein, Eisen und Menschen.

Zehn Minuten war eine Todtenstille. Dieser Moment war vom Feinde benützt. Die Kette war ebenfalls gesprengt. — Das Admiral-Schiff rückte unter fürchterlichem Kanonendonner gegen den nunmehr schweigenden vertheidigungsunfähigen Hafen heran.

Zum letztenmale leisteten die noch kampffähigen Batterien Ancona's das Möglichste, aber umsonst.

Der Verlauf der Kriegsereignisse war rasch und erschütternd.

Mit dem ersten Einfalle der Freischaaren beginnend (8. September), schließen sie nach der Dauer von nur 20 Tagen (28. September) mit der Capitulation von Ancona. Eine nicht geringe Zahl hatte mit ihrem Tode den eingegangenen Bund besiegelt, ein Theil siechte verwundet oder krank in den Spitälern, eine große Masse zog in Gefangenschaft, in der sie nebst dem ohnedieß herben Loose des Besiegten noch den erdrückenden Hohn des übermüthigen Siegers zu erdulden hatte.

Lamoricière glaubte, der Waffen Ehre genug gethan, ließ am Castell die weiße Flagge aufpflanzen und schickte in einem Boote einen Offizier an Persano, um über die Capitulation sich zu verständigen. Persano wies aber diesen Parlamentär an den General en Chef, Fanti.*)

Die päpstliche Regierung in Ancona, Umbrien und den Marken hatte ihr Ende erreicht.

*) Mit dem 28. September ist die Belagerung Ancona's als geschlossen zu betrachten, denn an diesem Tage flatterte die weiße Fahne vom Castell. Das Privatvergnügen Fanti's bis zum 29. Morgens gehört nicht mehr in ihren Rahmen. Fanti, dieser den Kriegerrock schändende Henker, scheint als Soldat nicht einmal so viel gelernt zu haben, daß nutzlose Grausamkeit immer nur das Attribut entschiedener Feigheit ist! —

Daß ich frei — und die persönliche Haftung des Dr. N. erloschen war — ist selbstverständlich. Die Glücksgöttin hatte sich mir abermals günstig gezeigt!

Siebentes Kapitel.

Proklamation der piemontesischen Regierung. Viktor Emanuel in Ancona. Genesung. General Graf Persano. Ball im Casino. Dr. Or. Ankunft eines englischen Dampfers in Ancona. Abschied. Sturm. Istrien. Triest. Venedig. Einige Worte über Venedig. Brindisi, Reggio. Charybdis. Messina. Neapel. Umgebung. Vesuv. Herculanum und Pompeji. Der tapfere General Fergola. Armee Franz II. Gefechte am Volturno. Rückzug der königlichen Armee nach Gaeta. Französische Flotte. Charakterschwäche hochstehender Officiere. Belagerung zur Landseite. Ausfall. Verwundung. Abzug. Barbier de Tinou. Gaeta's Einschließung zur Meerseite. Wuth der Belagerer. Heldenmuth der jungen Königin Marie. Typhus. Explosionen. Kriegsrath. Uebergabe. Ehrenhafte Capitulations-Bedingungen.

„In meiner Brust, der sturmbewegten,
„In meinem Sinn, dem vielbewegten,
„O! wann wird's einmal Ruhetag?
„O Friede, könnt' ich ganz dich fassen,
„O dürft' ich nie dich wieder lassen,
„Bis zu des Herzens letztem Schlag."

Die Piemontesen waren am 30. September Morgens in Ancona eingezogen, hatten vorerst die päpstlichen Truppen abgelöst, entwaffnet und als Kriegsgefangene abgeführt. Mit militärischen Ehren zog am 30. Morgens die Besatzung Ancona's 3 Generäle, 348 Officiere und bei 7000 Mann aus der Festung, und legten bei la Toretta die Waffen ab.

Die piemontesische Regierung ward proklamirt und General Graf Valerio als außerordentlicher Commissär von Ancona, Umbrien und den Marken eingesetzt.

Die sardinische Armee wurde unter großem Jubel

in Ancona aufgenommen, und hatten sich die Einwohner der Stadt aus freiem Antriebe herbeigelassen, sämmtliche Mannschaft 3 Tage unentgeldlich zu beherbergen und zu bewirthen.

Als Victor Emanuel selbst nach Ancona kam, wollten die Festlichkeiten kein Ende mehr nehmen. — Viele Kranke ließen sich auf die Straßen tragen, um ihn zu sehen. In den prachtvoll und höchst elegant ausgestatteten Sälen des Casino's war zu Ehren Victor Emanuel's von den obersten Schichten der Bevölkerung ein glänzender Ball veranstaltet. Victor Emanuel selbst, umgeben von seiner Generalität, insbesondere Cialdini und General Graf Persano, dem Bestürmer Ancona's zur Seeseite, Valerio und noch mehrere andere hochstehende Männer waren anwesend.

Sobald ich aus dem Lazareth in die Wohnung des Dr. N. gebracht worden war, hatte ich mich civil gekleidet, und konnte schon Ende der ersten Woche langsam im Zimmer auf- und abgehen.

Mit Dr. N's. Familie und einigen hochstehenden Männern Ancona's, die sehr an meinem Geschicke Theil genommen und des guten Ausgangs der Sache halber viele Freude hatten, hatte ich Gelegenheit, einige Stunden dem ungemein glänzenden Balle, vielmehr Banquette, anzuwohnen, doch konnte ich natürlicherweise, so gerne ich mit dem liebenswürdigen Töchterlein des Dr. N. eine Lançe oder Sizilienne unternommen hätte, nicht an's Tanzen denken. Es war erst das Zweitemal, daß ich ausgegangen war, und mußte den Fuß noch sehr schonen. Ich war in dem Familienkreise des Dr. N. als ein Familienmitglied angesehen und verlebte die ungetrübtesten Tage.

Die Generale Cialdini und Persano hatten im Laufe

der Zeit auch von meinem Schicksale unter der päpstlichen Regierung und der glücklichen Wendung der manchmal so bedenklich gewordenen Lagen Kenntniß erhalten, und ließ mich General Persano zu sich berufen, um aus meinem eigenen Munde die so viel besprochenen Begebenheiten der letzteren Zeit zu vernehmen. General Valerio und noch einige mir des Namens nach unbekannte Stabs-Offiziere der sardinischen Armee waren anwesend und bezeigten große Freude, mich so nahen Gefahren immer plötzlich wieder entrissen zu sehen.

Man versuchte, mich zum Eintritt in die sardinische Armee zu bewegen; doch erst seit einigen Tagen wieder in den Civilstand zurückgekehrt, bot mir dieser mehr Annehmlichkeiten als der eben verlassene Militärstand, und vorläufig wenigstens sprach ich mich entschieden gegen Eintritt in die königlich sardinische Armee aus.

Nach Verlauf einer weiteren Woche war meine Wunde — Dank der so sorgfältigen Pflege Dr. N's. Familie und der liebevollen Vorsorge Margaritta's — fast ganz hergestellt, nur mußte ich den Fuß noch sehr schonen und mich vor jeglicher Ermüdung oder Anstrengung hüten. Ich machte manchmal kleine Spaziergänge und hatte durch Vermittlung Dr. N's. Gelegenheit gefunden, die Bekanntschaft eines gewissen Dr. Or. in Ancona, des thätigsten Eiferers gegen die päpstliche Regierung, durch seine freien Gedichte ziemlich unter den gleich gesinnten Italienern bekannt, zu machen. Dieser tiefgelehrte Mann, der damals an einer unheilbaren Maladie, die den langsam heranschleichenden sicheren Tod bestimmen ließ, darnieder lag, und nur seiner braven, liebenswürdigen, sich ganz ihm aufopfernden Frau und seinem Freunde Dr. N. den Zutritt gestattete, arbeitete noch immer als das

Haupt eines radicalen Blattes. Ich rechnete es mir zur größten Ehre, diesen Mann — an der Spitze der Umsturzpartei von Ancona stehend, der noch auf seinem Krankenlager für seine Sache schrieb, kennen zu lernen.

In verschiedenen Cirkeln der öffentlichen Gesellschaft fanden meine bekannt gewordenen Erlebnisse die regste Theilnahme; doch wiewohl ich in Ancona nur Gutes erlebte, und besonders Dr. N's. Familie mir so theuer geworden war, ich sehnte mich weiter. Ich gestand Dr. N. meine Absicht, derselbe, sowie seine brave Frau und Tochter — das schönste Mädchen Italiens — das ich je gesehen, suchten alles nur Erdenkliche aufzubieten, mir meinen Aufenthalt in Ancona recht angenehm zu machen, um mich zu vermögen, doch wenigstens bis Weihnachten bei ihnen zu verweilen.

Aber so ungern ich auch nur dem leisesten Wunsch der mir so theuer Gewordenen widerstrebte, ich hatte einen Entschluß gefaßt, der mir vielleicht von Manchem übel gedeutet werden möchte; doch die Meinungen waren stets verschieden, und ein Mann hängt nicht von Deutungen Anderer, sondern von seinen Grundsätzen ab. — Ich hatte einerseits mehrere Gründe, schon gleich bei der ersten mir gegenüber blos gegebenen Vermuthung, mich zum Eintritt in die sardinische Armee zu bewegen, mich entschieden dagegen auszudrücken. Ich sah nur zu gut ein, daß es nach der sieggekrönten Belagerung Ancona's zunächst auf Franz II., vorzugsweise auf Gaeta abgesehen war, und hatte mich, was die Folge gelehrt, auch nicht verrechnet.

Mein Hang zu Abenteuern, meine unwiderstehliche Neigung zum Soldatenstande — denn nur im Felde ist man Soldat — beherrschten mich; dessenungeachtet wollte ich meinen Entschluß in Ancona, Gründe halber, nicht gestehen.

Ich machte die Abschieds-Visiten bei den mir bekannt gewordenen distinguirten Persönlichkeiten, und ich hatte ein eben aus der Levante angekommenes, andern Tages nach Triest abgehendes, englisches Dampfschiff auserkoren, mich nach Triest einzuschiffen. — Da Dr. N. sah, daß mein Entschluß fest sei, erholte er für mich den nöthigen Pasport und mehrere vorzügliche Empfehlungsbriefe an die ersten Häuser in Triest.

Ich ward mit mehr als doppelten Reisemitteln versehen, und nach einem herzlichen Abschied von Schwester Margaritta, die ich vor meiner Abreise noch besuchte und deren Umsicht und Schlauheit ich allein meine Rettung in der mir so mannigfach drohenden Gefahr zuzuschreiben hatte, unter Begleitung von Dr. N's. Familie schritt ich nach dem Hafen, der noch so sehr an die letzten Begebenheiten erinnerte.

Die See ging ziemlich hoch; doch die Abschieds-Stunde hatte geschlagen, es war $2^1/_2$ Uhr Nachmittags und um 3 Uhr sollte das Schiff abgehen. — Dr. N. begleitete mich in einer Barke noch bis zu dem Dampfer „Golden Gate“ und auf das Verdeck desselben.

Dieser biedere Mann hatte an meinen Erlebnissen so vielen innigen Antheil genommen, daß ihm der Abschied von mir sehr hart fiel. Doch es war höchste Zeit. Er verließ, von seiner Gemahlin und Tochter am Ufer noch erwartet, das Verdeck und fuhr in der seiner harrenden Barke zurück an's Land, von wo aus mir die Unvergeßlichen noch bis zur Abfahrt des Schiffes nachschauten und mit ihren Taschentüchern zuwinkten.

Die Anker waren gelichtet; das Meer war sehr unruhig; den sicheren Anzeichen zufolge war ein ausbrechender Sturm voraussichtlich.

Unser englischer Dampfer aber durchschnitt, stolz auf seinen festen Bau, die immer höher wogenden Wellen, und ich begab mich, nachdem Ancona allmählig meinen Blicken entschwunden war, in die Cajüte. Da ich erster Classe fuhr, so standen mir für die bevorstehende Nacht alle Bequemlichkeiten zu Gebote. Ich war nun seit langer Zeit wieder einmal ganz allein, und sohin meinen Gedanken über die Vergangenheit und bevorstehende Zukunft überlassen.

Mein Entschluß, in der gegenwärtigen Jahreszeit nicht nach Deutschland, sondern wieder nach Süden zu reisen, war reif.

Ich beschloß, vorerst nach Triest, und alsbald über Venedig nach Neapel mich einzuschiffen, um die sich eben darbietende Gelegenheit, Neapel etwas näher zu sehen und im Dienste Franz II. an einem in nächster Zukunft sich ergebenden Feldzuge Theil zu nehmen.

Während ich mich so in verschiedene Gedanken vertieft in der geräumigen Cajüte auf und ab bewegte, war es indessen 5 Uhr und das Zeichen zum Souper gegeben worden. Doch des Sturmes halber war die Tafel kaum von dem dritten Theil der Passagiere, und nur von drei Damen — Engländerinnen, die von Athen kamen, besetzt.

Auch diesmal wurde ich nicht von der Seekrankheit befallen, konnte mich daher an die so schwach besetzte Tafel zählen.

Als wir gegen Morgen auf die Höhe von Istrien gekommen waren, hatte sich der Sturm gelegt, und gegen 9 Uhr liefen wir nach einer ungefähr 17stündigen Fahrt in den schönen geräumigen Hafen von Triest ein.

Nach jeder Seereise, wenn auch noch so kurz, ist man immer mehr oder weniger fatiguirt.

Nachdem die Pässe von der Triester Polizeibehörde eingesehen waren, konnten wir sämmtliche Passagiere,

einen einzigen ausgenommen, einen russischen Cavallerie-Officier in Civil, dessen Papiere beanstandet worden waren, ausbarquiren.

Ich war froh, wieder auf festem Lande zu sein und begab mich, einem Lastträger mein Gepäck überlassend, sofort in das unweit dem Hafen gelegene sehr comfortable „Hotel de Ville“, um mich umkleiden und vor Allem etwas restauriren zu können.

Alsbald verließ ich das Hotel, um Triest, die größte See- und Handelsstadt der ganzen östereichischen Monarchie, in sehr schöner Lage an einem großen Busen des adriatischen Meeres, etwas näher zu besehen.

Wiewohl Spätherbst, so war mein mehrtägiger Aufenthalt doch von dem schönsten Wetter begünstigt, und ich fand an Triest eine reiche, höchst lebhafte, schöne Stadt.

Zur Sommerszeit mögen die herrlichen und reichen Wein-, Feigen-, Kastanien- und Oliven-Pflanzungen nicht wenig zu deren prächtigen Umgebung beitragen.

Unter den Bauten ist die Börse besonders hervorragend. Ebenso der schöne große Platz am Hafen mit der größten Auswahl der herrlichsten Südfrüchte und der von der Levante (Kleinasien wird im Handel die Levante genannt) kommenden Artikeln bemerkenswerth. An vorzüglichem Weine in der Umgebung fehlt es nicht. Kurz, Triest ist e i n e S t a d t d e s S ü d e n s.

Nach mehrtägigem Aufenthalte begab ich mich mit der Eisenbahn über Nabresina, Görz, Udine, Conegliano und Treviso nach Venedig. Diese altberühmte, einzig in ihrer Bauart (auf mehr als 130 Inseln) dastehende Stadt, liegt ungefähr eine Stunde vom Festlande entfernt und bilden die sich zwischen den Inseln hinziehenden Kanäle die Hauptstraßen.

Wie eine hingeträumte Feen- und Zauberwelt aus „Tausend und eine Nacht" scheint das abenteuerliche Riesenbild der hingeschiedenen Venezia dominante Anfangs, wenn man aber in den Hafen hineingleitet, ätherisch und geisterhaft über dem Wasser zu schweben, bald aber in der Nähe als ein Marmorwald von Königs-Palästen aus dem Meere emporzuwachsen, und das Gefühl tiefster Rührung und heiligen Schauers, das uns bei jedem Schauplatze ehemaliger Herrlichkeit und nach Göttermacht ringender Erdengröße ergreift, tritt hier um so gewaltiger ein, als die Spuren der entschwundenen Hohheit hier noch frisch sind, und die vor Augen liegende Eigenthümlichkeit, ja Einzigkeit ihres ehemaligen Daseins überrascht und mit Staunen erfüllt. Nicht zu viel sagte der Dichter in dieser kostbarsten aller Distichen, deren jedes die Republik ihm mit 200 Dukaten bezahlte.

Viderat Atriacis Venetam Neptunus in undis
Stare urbem et toto ponere jura mari:
„I nunc Tarpejas quantum vis, Jupiter, arces,
„Objice et illa tui moenia Martis, ait;
„Si Tiberim pelago confers, urbem aspice utramque:
„Illam homines dices, hanc posuisse deos." *)

Wie Triest neu und aufblühend, so kam mir Venedig alt, ich möchte fast richtiger sagen, im Sinken begriffen, vor.

---

*) Aus dem Gewoge des Adria sah Neptunus Venedig
Ragen und Recht und Gesetz geben im Reiche des Meers;
„Prahle mir nur, so viel du auch magst, o Jupiter," sprach er,
„Mit tarpejischen Höh'n und mit den Mauern des Mars!
„Musterst du Tiber und Meer; schau beide die Städte; du sagst dann:
„Die ist von Menschen gemacht, diese von Göttern erbaut."

Venedigs reichstes Leben fluthet wie in den Tagen des alten Glaubens so noch heute auf dem Markus-Platze, und mag immerhin die Betrachtung seiner politischen Bedeutsamkeit nur zu Kirchhofs-Gedanken stimmen, wenn man die Schatten der alten Dandoli, Morosini, Cantarini, Polani, Falieri, die beutebeladenen Seehelden von Asien und Konstantinopel, die demüthigen Gesandten mächtiger Könige und Kaiser im Geiste hier wandeln sieht: so gewährt doch das auf- und abwogende, kaufende und verkaufende, gaffende, lachende, wirthschaftende Volksgetümmel zwischen dem bunten Wirwarr aller Stände, Trachten, Sprachen und Waaren beim hellen Sonnenschein des Tages und noch viel mehr Abends bei der tausendfachen Erleuchtung der prachtvollen Kaufläden und Café's ein so lustig unterhaltendes, so zauberisch mit sich fortreißendes Schauspiel, daß man sich mit innigem Behagen in die fremdartigen Elemente des italienischen Volkslebens versenkt, das außer Neapel sich hier vielleicht am Auffallendsten charakterisirt, obwohl es nicht schlechthin italienisch, sondern zugleich eigenthümlich venetianisch ist. Einen interessanteren und schöneren Schauplatz, als dieser Markusplatz, kann nicht leicht ein zusammengedrängtes Volksleben finden.

Wohl keine Stadt Europa's ist häufiger und mit mehr Begeisterung von Dichtern und Künstlern gefeiert, als Venedig. — Aber wem es vergönnt war, selbst einmal auf der Riva dei Chiavoni hinabzuwandeln bis zu den Säulen der Piazetta, der weiß, daß auch der farbenreichste Griffel gegen dieses Wundergebilde von Natur und Geschichte blaß und monoton erscheint. Wir müßten alle Märchenzauber des Orients zu Hilfe rufen, um ein von Ferne richtiges Bild von ihr zu entwerfen.

I stood in Venice, on the Brigde of Sighs;
A palace and a prison on each haud:
I sawfrom out the wave her structures rise
As from the stroke of the enchanter's wand.
A thousand years their cloudy wings expand
Around me, and a dying Glory smiles
O'er the far times, when many a subject land
Look'd to the winged Lion's marble piles
Where Venice sate in state, throned on her hundred isles.

Die Eisenbahn-Brücke, die Venedig mit dem Festlande verbindet, ist eines der kolossalsten Bauwerke der Neuzeit. Gegen den Andrang des Meeres ist Venedig durch ungeheure steinerne Dämme (Murazzi) geschützt.

Unter den vielen Statuen auf den Arkaden der Façade der Markuskirche fesseln den Blick einzig über dem Haupteingang jene berühmten Zeitgenossen Alexanders des Großen und seines Bucephalus, die vier vergoldeten Erz-Rosse des Lyssip, mit denen 4 Kaiser und ein Doge triumphirten. Den Griechen geraubt, schmückten sie erst Nero's, dann Trajan's Triumphbogen; Constantin holte sie nach Constantinopel, Dandolo 1204 nach Venedig, Napoleon stellte sie auf seinen Triumphbogen zu Paris, von wo sie Kaiser Franz neu vergoldet wieder auf ihre jetzige Stelle setzen ließ.

Am zweiten Tage schiffte ich mich mit einem nach Neapel abgehenden Dampfer durch das adriatische Meer, in ziemlicher Entfernung vorüber an den Städten Pesaro, Ancona, Brindisi, das alte Brundusium, der gewöhnliche Ueberfahrtsort der Römer nach Griechenland, längs der apulischen und calabrischen Küste durch die Straße von Otranto und Messina (Faro di Messina)

rechts Reggio, links Messina liegen lassend, nach Neapel ein.

Die Adria ist ein tückisches Wasser, und wenn man nur einigemale an ihren Ufern sich befunden, so weiß man, daß ihrem platten Gesichte nicht allzuviel zu trauen ist. Diesesmal aber hielt sie treu, was sie versprach. Mit leichter, angenehmer Brise hatten wir die Anker gelichtet, und beinahe wellenlos, ward auch Neapel erreicht. Kein Kranker war an Bord, und der Restaurant kann sich für unsern kräftigen Appetit bei einer andern Reise entschädigen. — Der erste Platz vereinigte nur eine kleine Gesellschaft; der Personen-Verkehr war gerade zur damaligen Zeit etwas schwach. —

Nicht unberücksichtigt kann ich den in der Straße von Messina gelegenen Felsen Scylla, jetzt Rema genannt, lassen, der durch den auf der Seite von Sizilien befindlichen Meerwirbel Charybdis, nunmehr Calofaro genannt, berühmt ist, und schon im Alterthum der Schrecken der Schiffer war, daher noch der lateinische Vers:

„Incidit in Scyllam,
Qui vult vidare Charybdin."

Reggio und Messina sind es hauptsächlich, die im Jahre 1783 durch ein Erdbeben so sehr gelitten haben. Erstere Stadt war fast gänzlich zerstört, ist aber seitdem wieder sehr empor gekommen.

Von dem heitersten Himmel begünstigt, liefen wir in Neapel — es war eben Sonntag Nachmittag — nach einer circa 6½tägigen Fahrt ein. Drei Tage hatte ich schon früher in Neapel zugebracht, doch damals unter anderen Verhältnissen, als jetzt. Ich weilte diesmal

14 Tage in Neapel und wandte mein Augenmerk auf so vieles noch nicht Gesehene.

Besonders war mir ein Ausflug in die Nähe des Vesuvs, sodann zur Besichtigung von Herculanum und Pompeji, zwei, am 14. August 79 n. Chr., zur Zeit des Kaisers Titus, vom Vesuv verschüttete, heut zu Tage aber durch Ausgrabungen mehr und mehr zu Tage geförderte Städte, von großem Werth.

Weniger Herculanum, als Pompeji verdient gesehen zu werden.

Von Neapel nach Pompeji am Meeresstrande und am Fuße des Vesuvs dahin durch eine üppige dichtbevölkerte Landschaft benützte ich die Eisenbahn.

Jahrhunderte lang vergessen, lag diese Stadt mit Asche uud Lava bedeckt, bis man im vorigen Jahrhundert beim zufälligen Graben eines Brunnens, Statuen, Häuser und verschiedene Gefäße entdeckte.

Hiemit war der Anfang zu der noch unvollendeten Ausgrabung gemacht. Bald darauf grub man weiter und kam zufällig gerade auf einen mit Marmor und Bildsäulen gezierten Tempel. Aber statt weiter zu fahren, ließ man die Sache wieder gut sein, bis im Jahre 1738 der König von Neapel, als er sich bei Portici ein Lustschloß erbauen ließ, den Befehl gab, weiter zu graben. Man kam mitten in ein altes Theater, grub es aus und bekam Lust, mehr zu erforschen. Mit Erstaunen merkte man endlich, daß hier eine ganze Stadt mit Straßen und Häusern, und zwar noch sehr wohl erhalten sei, und suchte nun in den Schriften der Alten nach, was denn wohl hier für eine Stadt gestanden haben möchte.

Da fand man denn, daß dies Herculanum

sein müsse, und daß nicht weit davon auch Pompeji untergegangen sei. Man grub und suchte, und richtig, auch Pompeji wurde gefunden.

In beiden Städten fand man nun eine Menge herrlicher Sachen, die zum Theil noch ganz unversehrt waren.

Unter den in Pompeji vollständig ausgegrabenen Theatern ist auch noch ein Amphitheater für wenigstens 18,000 Menschen, in dessen Behältern man noch Gerippe von dort aufbewahrten Thieren fand.

Auch ein Landhaus des Cicero, in dessen Keller noch die großen Weinkrüge, an die Wand gelehnt, standen — freilich ohne Spur von Wein — halb mit Lava-Asche angefüllt, ist ausgegraben.

Es ist eine eigenthümliche Promenade durch diese menschenleeren, ausgestorbenen Straßen Pompeji's. Theater, Tempel, einzelne Gebäude und einige ganze Häuserreihen stehen noch. Fast über jeder Thür findet man eine Inschrift. Vor manchen Häusern stehen runde Bänke. Auch ein schönes ausgegrabenes Bad habe ich besichtigt.

Dieses Bad wurde erst im Jahre 1824 ausgegraben. Augenzeugen versicherten mich, daß man bei der Ausgrabung dieses Bades ein weibliches Scelett, sitzend auf einem Sessel von Bronze, an Arm und Hals mit goldenen Bändern und Juwelen geschmückt, gefunden habe.

Die Geräthschaften und Kunstsachen abgerechnet, die in Neapel in einer besonderen Sammlung aufbewahrt werden, steht noch Alles so da, wie vor 1700 Jahren, und es bedurfte nur der hier herum wandelnden Ein-

wohner, um sich in's Alterthum ganz vollkommen versetzt zu sehen.

Neapel und Umgebung ist stets von sehr vielen Fremden aus den fernsten Ländern besucht, und es ist keine zweite Stadt bekannt, die auf so geringem Flächen-Inhalte so viele seltene Naturschönheiten vereinigt aufzuweisen hat.

Doch meiner Reise nach Neapel lag als Prinzip der Eintritt in die Armee Franz II. zu Grunde, und ich stellte mich, nachdem ich die interessantesten Merkwürdigkeiten Neapels und der Umgegend gesehen, zufrieden.

Durch Rücksprache mit mehreren gewichtigen Männern, und besonders einen umständlichen Brief an den General Fergola, dem ich meine Neigung zum Militärstande, meine letzten Erlebnisse und den Zweck meiner Reise nach Neapel näher auseinander gesetzt, meine Papiere vorgelegt und später persönlich gesprochen hatte, erwarb ich mir einen einflußreichen Protektor unter den Anhängern Franz II. — Es ward mir gestattet, vorläufig als Corporal in die königliche Armee einzutreten.

Nur wenige Tage noch, und schon hatten die Gefechte am Volturno die Zurückziehung der königlichen Armee nach Gaeta und der kleinen Bergfestung Civitella del Tronto zur Folge.

Dem General Fergola, einem der tapfersten und kaltblütigsten Offiziere, die ich je kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, ward die Vertheidigung der Citadelle übertragen.

Durch die französische Flotte unter Admiral Barbier de Tinou waren die Piemontesen gehindert, Gaeta von der Seeseite einzuschließen.

Cialdini, welcher die sardinische Armee befehligte,

mußte daher vorläufig seinen Angriff von der Landseite allein unternehmen.

Dieser Angriff richtete sich zuerst gegen Mola, eine durch die Befestigungswerke von der eigentlichen Stadt getrennte Vorstadt.

Wir befanden uns gegen 15,000 Mann in der Festung, die man wegen ihrer felsenfesten Lage ganz richtig das italienische Gibraltar nennen kann.

Zur Landseite war unser Oberkommandant der General Riedematten. — Die Belagerung schritt anfänglich nur langsam vor sich.

König Franz, sowie seine sämmtlichen Getreuen, waren höchlich entrüstet über das undankbare charakterlose Benehmen der Generäle Salzano und Colonna, und des Obersten Pianelli, welche stets vom Könige mit so vielen Gnaden überhäuft, gerade in diesem entscheidenden Moment ihre Entlassung aus der königlichen Armee eingereicht hatten.

Bei dem Ausfalle am 29. November, bei dem der kühne Oberstlieutenant Migg lebensgefährlich verwundet wurde, war auch ich dem feindlichen Kugelregen etwas zu nahe gekommen und wurde am Halse verletzt, doch nicht von großer Bedeutung.

Den besten Eindruck auf die Belagerten machte der Heroismus der noch so jungen Königin Marie, welche hohe Frau öfters in die augenscheinlichsten Gefahren gerieth und sich gegen die verwundeten Krieger so liebevoll und helfend zeigte.

Als nun noch am 19. Januar die französische Flotte absegelte, war man über die bisher vermuthete Intervention Napoleon's, sowie, nunmehr eingeschlossen zu Wasser und zu Land, über den Ausgang der Belagerung so

ziemlich im Reinen. Das Feuer der Belagerer wurde immer heftiger; doch König Franz II. hatte beschlossen, die Vertheidigung bis zum äußersten fortzusetzen. Manchmal, während des heftigsten Feuers, konnte man die heldenmüthige Gemahlin Franz II., die Soldaten ermunternd, auf den Batterien sehen. — Dennoch konnten wir uns nicht verbergen, daß das Ende der Belagerung nicht mehr ferne sei.

Ende Januar brach auch noch zu allen Uebeln der langen Belagerung der Typhus in unserer Festung aus. Zudem hatten wir mehrere bedeutende Pulver-Explosionen zu beklagen, worunter besonders die Explosion der Batterie San Antonio namenlose Verwüstung anrichtete, und Massen der in der unmittelbaren Nähe der Batterie Befindlichen ihren Tod gefunden hatten.

All' diese Umstände im Zusammenhalte mit dem mit immer größerer Wuth der Belagerer unausgesetzt fortdauernden Feuer, besonders der 6. Februar war einer der heißesten Tage, veranlaßten die nothwendig gewordene Zusammensetzung eines Kriegsrathes, der auch die am 10. unter dem noch immer andauernden wüthenden Feuer der Belagerer begonnenen Uebergabs-Verhandlungen, da die Unhaltbarkeit der Festung erklärt war, bezweckt hatte.

Sohin hatte die Belagerung zwei Monate und 10 Tage gedauert.

Die Capitulation war sehr ehrenhaft für die Vertheidiger von Gaeta. Der König und die königliche Familie waren frei und konnten mit sich führen, was ihnen gutdünkte. Offiziere und Soldaten hatten freie Wahl zwischen Eintritt in die sardinische Armee oder Entlassung in die Heimath.

Achtes Kapitel.

Abzug der königlichen Familie. Einschiffung nach Genua. Alessandrien. Turin. Mailand. Unverhofftes Zusammentreffen. Teatro della Scala. Abreise nach Como. Splügen. Chur. Bern. Freiburg. Biel. Besançon. Bureau du Recrutement. Abermals ein bedenklicher Schritt. Lyon. Avignon. Villeneuve. Marseille. Einschiffung. Spanische Küste. Valencia. Alicante. Afrikanische Küste. Misselgebirge. Oran. Fort St. George. Festlichkeit in Oran. Allgemeine Bemerkungen über Afrika.

„Wie schnell ist doch die Zeit verronnen!
„Ein kurzer Traum, der uns beglückt;
„Kaum daß wir fragen, was gewonnen,
„Ist er schon wieder uns entrückt.
„Es treiben Well auf Well die Stunden,
„Oft trennend, was sich erst gefunden.

„Wohl uns, daß Etwas wir behalten,
„Ein Glück, das unser Herz umrankt!
„Im steten Wechsel der Gestalten
„Gehöret uns, was nimmer wankt:
„Es kann die Freundschaft nicht verblühen,
„Lieb' in der Brust kann nie verglühen!

Andern Tages, am 14. Februar, war es, an dem die königliche Familie sich auf dem französischen Dampfer La Mouette nach Civita Vecchia einschiffte, um sich von dort nach Rom zu begeben. Das erste und zugleich das letzte Mal war es an diesem Morgen, daß ich in den Reihen der die schwere Belagerung von Gaeta mitgemacht habenden, dem Königshause treu gebliebenen Truppenreste bei der Einbarquirung König Franz II. und seiner so viel Heldenmuth bewiesenen Gemahlin Marie in die letzten Hochrufe der Truppen einstimmte.

Von dem uns freigestellten Eintritte in die sardinische Armee wollte ich keinen Gebrauch machen, und

zog die Rückkehr aus Italien, vielmehr vorläufig die Reise auf einem der nach Genua abgehenden Kriegsschiffe vor. Wir waren in mehrere Detachements abgetheilt, und ich befand mich mit noch einigen Hundert Kriegs-Gefangenen auf dem Linienschiffe **Vittorio Emanuele.**

Nach einer stürmischen Fahrt waren wir in dem Hafen von Genua (Genova) zur Nachtzeit eingelaufen.

Erst am nächsten Tage gegen Mittag konnten wir ausbarquiren; ich erklärte, daß ich auf die mir zu gute kommende Etappen-Entschädigung bis zur sardinischen Grenze verzichte, und mich, da ich noch entsprechend Baarschaft besaß, von Genua nach Nizza und Toulon zu begeben gedenke. Meinem Wunsche ward entsprochen — die auf mich lautende **Feuille de route** wurde mir behändigt; ich konnte nun gehen, wohin ich wollte, war somit wenigstens dem unangenehmen Transporte der andern Kriegsgefangenen nach Alessandrien entschlüpft.

Nun war ich wieder mir selbst überlassen.

Zudem konnte ich durch Anweisung auf Ancona, **resp.** Triest, eine zu meiner Weiterreise entsprechende Summe ziehen, und waren mir sohin in diesem Punkte keine Verlegenheiten bereitet.

Genua mag, von der See-Seite aus gesehen, eine prachtvolle Ansicht gewähren; mir ward dies leider nicht gestattet, da unser großes Linienschiff zur Nachtzeit einlief. Die Straßen der Stadt, die übrigens fest gebaut, reinlich und sehr reich, und deren Klima eines der besten Italiens ist, sind meistens enge, und nur die sich mitten durch die Stadt ziehende **Strada Balbi** kann sehr schön genannt werden. Die Stadt, von den Italienern wegen ihrer wunderschönen Lage am Meerbusen nur „Ge-

nova la Superba“ genannt, besitzt eine Menge stolzer Paläste und Castelle.

Wer Italien besucht und nicht nach Neapel geht, muß, wenn er sich von der Natur der italienischen Halbinsel überhaupt eine Anschauung schaffen will, wenigstens Genua mit seiner Küstenpracht gesehen haben. Genua liegt mit Bologna unter demselben Grade der Breite; und dennoch — welcher Unterschied in der Natur beider Orte! Wer von Bologna nach Genua käme, würde glauben, aus dem Norden unmittelbar in den Süden versetzt zu sein. So große Contraste kehrt die Natur diesseits und jenseits der Apenninen an den Tag. Doch ist zu bedenken, daß, was die Naturerscheinungen im Ganzen betrifft, die Gegend von Genua auch von keiner anderen in Mittelitalien übertroffen werden möchte.

Jedoch, wie das Land aus Gebirgen von plumper Gestalt besteht, so ist von jeher der Charakter des Genuesers von plumper Derbheit gewesen. Geldgier und Geldstolz waren stets die Eigenschaften des Volks, dessen Weiber, nach der Aussage des übrigen Italiens, ohne Scham, dessen Männer ohne Zuverlässigkeit sind. So gewahrt denn auch die ganze Geschichte Genua's nicht einen einzigen Punkt, der sich über gemeine Kraft erhöbe; wie Haufen roher und sich selbst überlassener Menschen unfähig sind, sich selbst zu regieren, und um jeden geringen Hader Schlägerei anfangen, so ist in Genua fortwährend eine Balgerei zwischen Parteien, welche aus den gemeinsten Anlässen entstehen, und bald die Deutschen, bald die Franzosen, bald die Spanier, bald italienische Fürsten und Gewalthaber herbeiziehen. Genua hat keinen einzigen bedeutenden Schriftsteller, keinen eminenten Maler, keinen großen Musiker hervorgebracht, und hätte

nicht die verwegene Kraft eines Genuesers Amerika entdeckt, so würde außer den Palästen an Genua wenig geistig Großes zu rühmen sein.

Von Genua begab ich mich nach mehrtägigem Aufenthalte über Alessandria mit Eisenbahn nach Turin.

Alessandria, am Flusse Tanaro, ist ziemlich fest, bietet aber keine besonderen Merkwürdigkeiten, und will ich nur das in der Nähe liegende Dorf Marengo, berühmt durch die Schlacht vom 14. Juni 1800, erwähnen.

Ich hätte nun wohl den nächsten Weg nach Mailand einschlagen können; doch die Residenzstadt Turin wollte ich, einmal so nahe, nicht übersehen; zudem führt die Eisenbahn dorthin.

Turin (Turino), am linken Ufer des Po, ist groß, sehr schön und regelmäßig gebaut, und besitzt ganz schnurgerade Straßen. Das königliche Schloß ist ein Prachtwerk. Unter den öffentlichen Plätzen ist Piazza san Carlo (auch Place d'armes), ein regelmäßiges von Palästen eingeschlossenes Viereck mit geräumigen Arcaden für die Fußgänger, dann Piazza Reale und Piazza Vittorio Emanuele hervorzuheben. —

Schon außerhalb Alessandrien wurde die Gegend mehr einförmig, ebener, die Berge verschwanden — und die lombardische Ebene, meist Wiesen, Felder und Gärten, ward allmählig erreicht.

Turin verließ ich alsbald, und je näher ich Mailand kam, desto großartiger schienen mir die schneebedeckten Tyroler- und Schweizer-Alpen entgegen zu treten.

Keine Stadt Italiens hat in ihrer baulichen Physiognomie so viel Germanisches als Mailand. Das deutsche Element in diesen Gegenden, durch die Longobarden

begründet, unter der fränkischen Herrschaft neu gekräftigt, blieb das ganze Mittelalter hindurch bald befruchtend, bald empfangend mit dem deutschen Norden in steter lebendiger Verbindung.

Mailand (Milano) ist eine der reichsten Handels- und Gewerbe-Städte Italiens und liegt in der fruchtbaren lombardischen Ebene. An den schönen großen Häusern und zahlreichen Palästen, die die krummen aber reinlichen und freundlichen Straßen schmücken, sowie an dem lebhaften Gewerbstreiben und der geringen Anzahl der Bettler erkennt man gleich auf den ersten Blick, daß hier der Reichthum der lombardischen Ebene seinen Mittelpunkt hat.

Unter den sehenswerthen Gebäuden der Stadt stehen die Kirchen, zusammen 80 an der Zahl, obenan, unter denselben aber der Dom, die Ambrosiuskirche und die Kirche S. Marie delle Grazie. Der Dom zu Mailand, von den Mailändern das 8. Wunder der Welt genannt, ist nächst der Peterskirche zu Rom und der Paulskirche zu London der größte Tempel in Europa. — Mit glänzend weißem Marmor bedeckt, ist er ein erstaunenswürdiges Werk menschlicher Beharrlichkeit, eines der schönsten, das ich je gesehen. Der Baustiel, der am Dome vorherrscht, ist der gothische; ich sage vorherrscht, denn er ist hier durchaus nicht rein angewandt, und dieses ist von Seiten der Kunst der größte Fehler, der dem ungeheuren Tempel vorgeworfen werden kann — und bekanntermaßen auch vielfach vorgeworfen worden ist. Einer der ersten Baumeister des Domes soll ein Deutscher gewesen, und der Bau im Jahre 1386 unter dem Herzog Johann Galeazzo Visconti begonnen worden sein. Der Dom ist

454 Fuß lang, 270 breit, und die Laterne, welche auf der Kuppel angebracht ist, erhebt sich 335 Fuß über dem Domplatz.

Am zweiten Tage nach meiner Ankunft in Mailand traf ich mit einem ehemaligen päpstlichen Offizier zusammen, welcher mich alsogleich erkannt, und nicht wenig erstaunt war, mich noch unter den Lebenden zu finden. Derselbe bot mir seine Wohnung zur Benützung während meines Aufenthaltes in Mailand an.

Nur weil derselbe nicht nachgab in mich zu dringen, und da ich ihn bereits in Rom als einen sehr gebildeten, aus distinguirter Familie abstammenden jungen Mann kennen gelernt hatte, gab ich seinem Wunsche endlich nach.

Ich verlebte eine gemüthliche Woche in Mailand und hatte während dieses Aufenthaltes die vielen herrlichen Straßen und öffentlichen Plätze dieser Stadt kennen gelernt.

Mit viel größerem Interesse als alle Paläste besuchte ich die Brera, oder den Palazzo delle scienze e arti, das ehemalige Jesuiten-Collegium. Außer verschiedenen Schulen im Erdgeschosse findet man hier in den oberen Etagen die berühmte Bibliothek der Academie, aus mehr als 100,000 Bänden und vielen Handschriften bestehend; außerdem Abgüsse der besten Antiken und die ausgezeichnete Gemäldesammlung der Brera (Pinacoteca) in 13 Zimmern. Außer werthvollen Fresken, die man sorgfältig von alten Klosterwänden abgelöst hat, befinden sich darin 300 Oelgemälde, zum Theil von den vornehmsten Meistern.

Theater hat Mailand 7, unter denen das Theatro della Scala das größte ist, das ich je gesehen, und mei-

nes Erachtens an geschmackvoller Einrichtung noch das schöne Theater San Carlo in Neapel weit übertrifft.

Zwei Abende hatte ich in Mailand im Theater verbracht.

Als besonders interessante Sehenswürdigkeit muß ich den sogenannten Friedens-Bogen auf dem Piazza d'armi erwähnen, ein Triumpfbogen mit 3 Eingängen, zur Verherrlichung der Siege Napoleons I. begonnen, und nach den Niederlagen desselben von 1813 bis 1815 zur Verherrlichung der Siege über Napoleon ausgeführt. Dieser nach Art der alten Triumpfbogen errichtete sogenannte Friedensbogen ist ein vortreffliches Denkmal der Baukunst des neunzehnten Jahrhunderts.

Durch sie sollte nach Napoleons Plan die schöne Simplonstraße von den Alpen auf den Corso Mailands herablaufen.

Derselbe ist aus prachtvollem weißem Marmor und war bei Napoleons Sturz erst einige Fuß hoch aber so ausgezeichnet schön, daß Kaiser Franz die Fortsetzung und Vollendung dieses Werkes verordnete. Die Zeichnungen, auf Frankreichs Glorie berechnet, wurden nun zu Deutschlands Vortheil umgewandelt, und der Name des Arco del Sempione in Friedensbogen verändert.

In der Nähe des Friedensbogens steht die von Napoleon gegründete, für jeden Fremden höchst interessante Arena, eine Art von altem Circus, in der Weise alter Amphitheater gebaut, und für Wettrennen zu Pferd und Wagen, ja, selbst für Naumachien eingerichtet. Das Ganze hat einen Umfang von einer halben Stunde, und die Rasensitzreihen fassen über 30,000 Zuschauer.

Die Zeit meiner beabsichtigten Weiterreise ward gekommen.

Nach herzlicher Beabschiedung von meinem so uneigennützigen Gastfreunde verließ ich Mailand, und begab mich mit der Eisenbahn nach Como. Die lombardische Ebene hatte ich schon weit hinter mir. — Como ist eine alte unbedeutende Stadt — jedoch wegen seiner sehr schönen Lage an dem rings von Bergen eingeschlossenen Como-See (Lago di Como) und als Geburtsort des jüngeren Plinus bekannt.

Ueber den gegen zehn Stunden langen See benützte ich das Mittags abgehende Dampfschiff nach Colico, und gelangte von dort durch eine romantische, immer wilder bergansteigende Gegend, durch viele Tunnelle, immer höher, in eine von aller Vegetation entblößten Felsenwelt, und später Schneeregion. Auf einer guten mit unendlich vielen Kosten angelegten Bergstraße über den Splügen langte ich mit der Post, die Schweizergrenze überschreitend, im Dorfe Splügen, unweit dem Hinter-Rhein an. Wir hatten hier Halt gemacht, und nachdem sich die Passagiere, es waren nur unser drei, ein wenig restaurirt hatten, setzten wir alsbald die Fahrt in dieser so wildromantischen Gegend des Cantons Graubündten über die via male durch die schauerlichsten Klüfte und Felsenmassen, die ich je betrat, hindurch, in das Rheinthal nach Chur weiter.

Von Chur setzte ich meine Reise, kleine Fußpartien abgerechnet, meist mit Bahn nach Bern fort. Bern an der Aar, die Bundeshauptstadt, in hübscher Gegend, ist eine der größten und schönsten Städte der Schweiz, und besonders der Süden des Cantons, der die höchsten Alpen Helvetiens enthält, das Berner Oberland, sehr viel besucht. Von Bern machte ich einen Ausflug nach der

etwa 6 Stunden entfernten Stadt Freiburg, in einer höchst malerischen Lage an der Saane, über welche zwei herrliche Hänge-Brücken führen. Die ehemalige Burg der Herzoge von Zähringen ist schön postirt und sehenswerth. Die Parthie nach Freiburg hatte ich zu Fuß gemacht; zurück benützte ich die Bahn, und begab mich über Biel, Delsberg (Delemont) bei Porentruy über die französische Grenze nach Belfort, sodann über Hericourt, Montbeillard, Lille, Clervalle, Baume le dames nach Besançon, Hauptstadt des Departements du Doubs.

Ich hatte nun schon verschiedenen Herrschern Europa's gedient, doch dem größten Diplomaten der Gegenwart, dem großen Manne des 2. Dezembers, der, den meisten Militärgeist besitzenden Nation, Napoleon, Frankreich, hatte ich meine Dienste noch nicht angeboten.

Waren ja meine Unternehmungen stets vom Glück begünstigt, warum sollte ich nicht noch einen weiteren raschen Schritt auf der Bahn meines Lebens wagen?

Diese und so viele andere Gedanken und Beweggründe hatten mich abermals verleitet, von der Rückkehr in die Heimath abzustehen, und nach so vielen durchlebten Gefahren, und gewiß manchen schweren Tagen noch einmal einen bedenklichen Schritt zu thun.

Gerade Besançon war mir der geeignetste Ort, die Einleitungen zu meinem neuen Schritte zu treffen.

Ich begab mich andern Tages auf das **Bureau du recrutement**, um mich vorerst einigermaßen über die einzugehenden Verhältnisse zu informiren.

Ein auf dem Bureau dienstthuender Adjutant, ein freundlicher gediegener Mann, gab mir die ausführlichsten Aufschlüsse über die französische Armee im Allgemeinen,

wie speciellin Bezug auf Avancement und Decorationen bei vorkommenden Auszeichnungen.

Was die Dienstdauer jedoch anbetrifft, ward mir bedeutet, daß in neuerer Zeit nur mehr für fünf Jahre und in keinem Falle darunter eine Werbung stattfinde.

Das Regiment, dem ich zugetheilt werden würde, liege in der Provinz Oran in Afrika, und sei durch rühmenswerthe Thaten das beste Frankreichs.

Dies zog bei mir; — abgesehen von 5 Jahren Dienstzeit, die Reise nach Afrika, das unparteiische Lob des Regiments, diese Umstände bestimmten mich, nicht länger zu zögern, und mich für 5 Jahre engagiren zu lassen.

Hatte ich ja wieder Gelegenheit gefunden, fremde Länder und Völker sehen, fremde Sprachen lernen zu können. Nicht einmal einer ärztlichen Visitation ward ich unterzogen, meine Papiere hatten meine Tauglichkeit nur allzugut constatirt.

Nach wenigen Tagen reiste ich, zufrieden, eine neue, möglicherweise erfolgreiche Laufbahn betreten zu haben, mit dem Abendzuge nach Lyon ab, und langte nach der nächtlichen Fahrt am nächsten Morgen gegen 4 Uhr daselbst an.

Lyon ist nach Paris die erste Stadt in Frankreich.

Abends reiste ich mit der Bahn nach Avignon weiter. Hier angekommen, verließ ich den Zug, um mir, da ich von der langen Fahrt ganz erstarrt war, ein wenig bene zu thun. Zudem ist Avignon eine geschichtlich bekannte alte Stadt — vom Jahre 1308 bis 1376 die Residenz der Päpste.

Die Stadt selbst ist im Innern freundlich und bietet,

von der Ferne gesehen, einen höchst romantischen, ruinenartigen, alterthümlichen Anblick.

Avignon liegt dicht an der Rhone. Ich machte über die ziemlich langen über dieselbe führenden zwei Brücken einen Ausflug nach dem am entgegengesetzten Ufer gelegenen Städtchen Villeneuve, und bestieg dortselbst die höchsten Punkte einer alten, auf Felsen erbauten Feste, nunmehr Ruine.

In der Umgebung Avignon's wächst vortrefflicher Wein.

Erst am zweiten Tage Nachmittags verließ ich diese geschichtlich merkwürdige Stadt, und war alsbald in Marseille angelangt.

Auf der Fahrt von Avignon nach Marseille hat man partieenweise höchst reizende Ansichten, besonders je näher man der großen Stadt kommt. Marseille hatte ich schon zwei Jahre früher, als ich mich nach Italien eingeschifft, kennen gelernt.

Ich erkundigte mich bei meiner Ankunft alsbald nach dem Abgange des französischen Couriers an die afrikanische Küste, und erfuhr, daß wöchentlich nur zweimal Truppen nach Afrika eingeschifft werden können, da außer den regelmäßigen Courierschiffen zwischen Algier und Oran keine andere regelmäßige Verbindung mit der afrikanischen Küste bestehe. Nach Umfluß von zwei Tagen meldete ich mich auf der Intendance, worauf ich mich noch auf das Fort St. Jean zu begeben hatte, um mit dem nächsten Transport von Mannschaft nach Afrika vorgemerkt zu werden.

Noch in derselben Woche schiffte ich mich mit etwa 40 Freiwilligen, darunter doch nur ein einziger französischer Unteroffizier, dessen Brust mit verschiedenen Feld-

zeichen geschmückt war und dem ich mich in gesellschaftlicher Beziehung anschließen konnte, nach Oran, einer Stadt mit einem hübschen, sehr hochliegenden Forte, westlich von Algier an der afrikanischen Küste gelegen, ein.

Größere Schiffe können nicht in Oran, sondern nur etwa $^3/_4$ Stunden von dort, in westlicher Richtung von einem ganz kleinen Städtchen, genannt Misselgebirg, ausbarquiren, da Oran bis jetzt keinen eigenen Hafen für größere Schiffe hat.

Die Fahrt von Marseille ab war anfänglich sehr stürmisch; erst als wir der Küste Spaniens näher gekommen waren, war das Meer ruhiger geworden. Die Fahrt längs der spanischen Küste ist sehr angenehm, und bei reinem Himmel bekommt man mitunter die reizendsten abwechselndsten Partieen zu Gesichte. Etwas nördlich von Valencia, unweit dem Meere, liegt sehr niedlich die Stadt Murviedro; hier stand das berühmte alte Sagundum, von Hannibal 218 v. Chr. erobert. In Valencia, einer ziemlich großen Stadt in der schönsten und fruchtbarsten Gegend Spaniens, machte das Schiff Halt, um Passagiere und Güter an Bord zu nehmen, sowie um einige auf unserem Schiffe befindliche Spanier an's Land zu setzen. Wir hatten hieher zwei Tage gebraucht.

Nach einem etwa vierstündigen Aufenthalte ward die Weiterfahrt angetreten, und fuhren wir noch mehrere Stunden lang ganz nahe an der spanischen Küste, vorüber an Alicante und noch einigen sehr reizend gelegenen Ortschaften weiter. Allmählig entfernten wir uns mehr von derselben in gerader Richtung uns der afrikanischen Küste nähernd, welcher wir auch von Valencia abgerechnet nach einer 24stündigen Fahrt ansichtig geworden waren.

Nach dreitägiger Fahrt waren wir sohin in Missel-gebirg an der afrikanischen Küste eingelaufen.

Schon aus ziemlich weiter Entfernung fielen uns die sonneverbrannten Felsen Afrika's in die Augen.

Beim Betreten eines fremden Welttheiles macht man sich unwillkührlich besondere Gedanken.

Nie empfundene Gefühle bemächtigten sich auch meiner beim Betreten des afrikanischen Bodens. — Die allenthalben herumstreifenden Araber mit ihrer rauhen wilden Aussprache, verursachten meine Neugierde. — Nachdem wir ausbarquirt waren, marschirten wir auf einer neuen schönen Straße, rechts hohe Felsen, links das Meer, nach Oran, und auf das hochgelegene Fort St. George, um dem dortigen Depot-Commandanten vorgestellt zu werden.

Wir blieben vorläufig drei Tage in Oran in Subsistence, hatten die Zeit über frei zu unserer Muße, und konnte Jeder gehen, wohin er wollte.

Es gab so manches zu sehen, was mir völlig fremd oder bisher nur dem Namen nach bekannt war.

Oran ist eine auf mehrere Hügel gebaute Stadt, und sind insbesondere die entfernteren äußeren Stadttheile ganz nach morgenländischer Art gebaut. Der nächste Tag war ein Sonntag, und gerade dieser Tag war es, an dem hier zu Lande die Fastnachtsfeier begangen wurde. Ich hatte hier die schönste Gelegenheit, einen wirklich einzig in seiner Art dastehenden, prächtigen Maskenzng mit anzusehen. Derselbe ward von den europäischen Bewohnern der Stadt Oran arrangirt worden, doch auch einige Braune und Schwarze hatten sich demselben angeschlossen.

Höchst interessant waren mehrere von Schwarzen auf

dem Hauptplatze der Stadt ausgeführte National-Tänze mit anzusehen.

Die Nord-Afrikaner gehören dem kaukasischen Menschenstamm an und sind theils Ureinwohner, wozu die eigentlichen Neger (Schwarze), die Berbern, Kabylen und Mauren im Norden gehören; theils bestehen sie aus eingewanderten Volksstämmen, wozu man die Araber und deren Abkömmlinge, namentlich die Beduinen, ferner Türken, Juden und zahlreiche Europäer rechnet. Hinsichtlich der Lebensweise sind die Afrikaner entweder noch ganz Wilde, zum Theil Menschenfresser, wie so manche Negerstämme — oder sie sind Halbwilde, wie die Berbern, Hottentotten — oder Halbkultivirte, wie die Aegyptier und die Bewohner der nördlichen Staaten.

Ein Haupthinderniß der Civilisation in Mittelafrika ist der Sclavenhandel. An Hauptsprachen sind die arabische, türkische und die Sprache der Berbern zu bemerken. Die Negerstämme reden eigene Sprachen. — Die Araber und Türken sind Muhamedaner.

Weder im Norden noch im Süden gibt es die vier Jahreszeiten der gemäßigten Zone.

Das Klima Afrika's ist das heißeste auf der Erde. Das Jahr theilt sich allgemein in die stürmische Regenzeit, und in die trockene Zeit; doch folgen allenthalben auf fast unerträgliche Tageshitze verhältnißmäßig sehr kühle stark thauende Nächte, die der Gesundheit der Ausländer höchst nachtheilig sind.

Dies als kurze Hauptbemerkungen zu dem Welttheile, auf dem ich eine neue Laufbahn betrat.

Neuntes Kapitel.

Abmarsch von Oran. Anfängliche Begriffe von dem afrikanischen Klima. Sidi-Bel-Abbes, Eintritt in's 2te Regiment. Abmarsch von Bel-Abbes. Aux eaus chauds. Halt. Arabische Bäder und Café's. Kirchhof. Nähere Besichtigung. Strapatzen. Mascara. Abmarsch. Wassermangel. Folgen. Eine seltsame Eroberung. Dra-El-Remel. Conflikte mit den Arabern. Geniearbeiten. Saïda. Türkos. Spahis. Jagden und Streifzüge. Raubthiere.

„Sie hat nicht auf ein Wörtchen Zeit,
„Des Baches klare Welle;
„Kaum sah' ich sie, schon ist sie weit,
„O, weit von ihrer Quelle. —
„So schwinden unsere Stunden auch
„Und wollen nicht verweilen,
„Selbst uns'res Seufzers leichter Hauch
„Kann sie nicht mehr ereilen.

Nach vier Tagen verließen wir, 35 Mann stark, Oran. Wir hatten auf dem Forte zu unserer Ausrüstung auf den Marsch nach Sidi-Bel-Abbes, dem Sitze des 2ten Fremden-Regiments, nur das Gewehr und Munition erhalten.

In drei Tagmärschen über Kleela, L'oued Imbert, Trempel und La Roche gelangten wir nach Bel-Abbes. Der Marsch von Oran dorthin war, da wir außer dem Gewehr nichts Weiteres zu tragen hatten, nicht beschwerlich, dennoch aber schien uns die damals noch ungewohnte Sonnenhitze fast unerträglich. — Auch die Nächte, das Campiren auf der kühlen feuchten Erde kam uns anfänglich nicht besonders behaglich vor. Bei der Ankunft in Bel-Abbes wurden wir dem Oberst vorgestellt; diejenigen, welche bereits Militärdienste gethan hatten und das französische Commando und Exercitium verstan-

den, mußten austreten und einzelne Gewehrhandgriffe vor dem Commandanten machen, um je nach Bedürfniß in die betreffende Instruktionsklasse eingereiht werden zu können.

Da in Italien Reglement und Exercitium dasselbe war, so fiel es mir nicht schwer, den gestellten Anforderungen zu entsprechen, und ich ward vom weiteren Abexercieren befreit. Schon ein Vortheil in meinen Augen. — Ich ward sofort definitiv in eine Compagnie eingetheilt; da dieselbe aber gerade zu jener Zeit fünf Tagemärsche von Bel-Abbes entfernt detachirt war, so blieb ich in einer andern Compagnie in Subsistence.

Bel-Abbes ist nicht groß, doch ganz regelmäßig gebaut; vom Mittelpunkte der Stadt hat man die Aussicht in der geradesten Linie durch die vier Thore Porte d'Oran, Porte de Mascara, Porte de Daja und Porte de Tlemçen, nach den vier Himmelsgegenden. Diese vier Thore sind in der Stadt und um dieselbe mit herrlichen schattenreichen Alleen verbunden, und ist auch der in der Mitte der Stadt liegende, mit doppelten Alleen besetzte Promenadeplatz erwähnenswerth. Die Stadt liegt in einer sehr fruchtbaren Ebene, und besitzt außer den vom Regimente selbst in den letzten Jahren erbauten Stadtmauern und Wällen, dem herrlichen Spitale, zwei großen regelmäßig gebauten Kasernen für Infanterie, und einer dritten für Cavalerie, deren eine erst verflossenes Jahr vollendet wurde, nichts Sehenswerthes. In der heißen Sommerzeit findet man gegen die brennenden Sonnenstrahlen vortrefflichen Schutz in dem ebenfalls von dem zweiten Regimente vor einigen Jahren außerhalb der Porte Tlemçen angelegten Jardin public, in der dortigen Gegend nur der Regimentsgarten genannt.

Nach einem vierwöchentlichen Aufenthalte gab es für mich Gelegenheit, zu meiner Compagnie zu stoßen. Es ging ein Detachement von circa 50 Mann nach Mascara, vier Tagemärsche von Bel-Abbes entfernt, ab. Diesem Detachement ward auch ich zugewiesen, um mich zu meiner Compagnie, zwei Tagemärsche noch weiter südlich von Mascara entfernt, zu begeben. Mit der nun bevorstehenden Veränderung war ich natürlich sehr zufrieden. In der zweiten Morgenstunde schon verließen wir die Garnison, muß aber noch bemerken, daß ich zwar in der Garnisonsstadt, aber nicht in einer Kaserne, sondern in Zelten, zu je 10 Mann im Freien, unweit der Stadt auf einer Anhöhe gelagert, diese vier Wochen verbracht habe, — wie ich denn überhaupt in 15 Monaten in Afrika nur 21 Tage in einer Kaserne und in einem Bette gelegen, sämmtliche übrige Zeit im Freien campirend zugebracht habe. Die eine Kaserne hatte nur im höchsten Falle für zwei Bataillone Raum, und die zweite ebenso geräumige Kaserne war noch im Bau begriffen.

Der Marsch, den wir nunmehr angetreten, hatte seine Strapazen. Abgesehen von dem höchst schlechten gebirgigen Wege, der manchmal so steil und abhängig sich um die Berge wand, daß sogar einige von Arabern, die zugleich als Wegweiser benutzt wurden, getriebene Maulthiere, denen unsere Lebensmittel aufgeladen waren, mehreremale stürzten, hatten wir schon den ersten Tag fühlbaren Wassermangel. Brücken sah ich nicht. Kam ein Fluß, am zweiten Tag gegen Abend hatten wir das erste fließende Wasser zu Gesicht bekommen, so mußte derselbe, wenn nicht allzutief, sich am Gewehre stützend, überschritten, außerdem überschwommen werden, wobei es nicht selten vorkam, daß mancher seinen Tod fand, sei

es eine Folge allzugroßer Erschöpfung oder der plötzlichen Abkühlung wegen.

Auf dem dritten Tagemarsche kamen wir auf einen Haltpunkt, genannt aux eaus chauds (zu den warmen Quellen). Wir trafen dort am Fuße eines Berges, umgeben von herrlichen Palmen und Feigenbäumen drei siedend heiße Quellen. Unweit dieser Quellen fanden wir arabische Bäder, ein Café moor (arabisches Café) und weiter südlich einen arabischen Kirchhof mit einem kleinen muhamedanischen Gotteshause.

Alle diese arabischen Bauten erweckten meine und meiner Gefährten Neugierde.

In den Badlokalen, welche offen waren, war es zum Schlagtreffen heiß, und nur einem Eingeborenen ist es möglich, sich in den dunstigen Räumen eines solchen Bades aufzuhalten. Das Café moor zeichnet sich durch seine Einrichtung aus; wie in allen arabischen Cafés ist nichts zu sehen, als ein mit Teppichen, meist von Cameelhaaren oder einer Art Gras geflochten, bedeckter leerer Raum, mit an den Wänden angebrachten Bänken, und in einer Nische der Wand das Feuer, auf dem der Café bereitet wird. Tische oder Sessel findet man in einer arabischen Wohnung nicht. Der von den Arabern bereitete Café ist vortrefflich und sehr stark. Was nun den in der Nähe gelegenen arabischen Kirchhof anbetrifft, so muß man sich ganz unregelmäßig zerstreut umherliegende Grabhügel denken, an deren jedem sich ein Felsstück bis zu 1 Fuß Länge in der Erde befestigt, befindet.

Hier war auch unweit der Gräber ein offenes kleines muhamedanisches Bethaus; dasselbe erregte besonders unsere Aufmerksamkeit, ist aber weiter nichts, als ein im

Kreise gebautes, etwa 10 bis 12 Schritte im Diameter habendes, von Stein aufgeführtes Gebäude, dem Diameter in der Höhe entsprechend, ohne Fenster, und innen wie außen weiß übertüncht.

In diesen dem Araber so heiligen inneren Räumen konnte außer einem schadhaften weiß und gelbfarbigen Tuche, an einer kleinen Stange an der Wand befestigt, und einer in der Mauer gegen Westen befindlichen Nische, nichts weiter gesehen werden.

Als von der Ferne einzelne Araber uns diesen ihren heiligen Raum betreten sahen, eilten schnell mehrere derselben herbei, betrachteten uns neugierig, und versuchten durch uns damals noch unverständliche Worte, deren Meinung wir jedoch leicht zu deuten vermutheten, uns zum Verlassen dieses ihres Gotteshauses bewegen zu wollen. Die Muhamedaner halten es nämlich für Frevel, eine Moschee oder ein dem Allah (Gott) geweihtes Haus mit Schuhen zu betreten. Wir hatten hier der gefundenen Quellen halber großen Halt gemacht, welche Gelegenheit auf dem Marsche immer benützt wird, schwarzen Café für die Mannschaft zu bereiten. Es ist dieß Getränke in heißen Ländern, und besonders in Afrika wegen des schlechten, manchmal ungenießbaren, Fieber erregenden Wassers ein Hauptpräservativmittel gegen das Fieber und sonstige vom Genusse des schlechten Wassers herrührende Uebel.

Dieser Halt, sowie überhaupt jede Gelegenheit, Sitten und Gebräuche der Afrikaner näher kennen, als auch deren Sprache, hier die arabische, verstehen zu lernen, ward von mir und noch einigen in meiner Umgebung befindlichen, gebildeten Menschen stets benützt.

Täglich erfuhren wir mehr die Strapatzen, Mühseligkeiten und die eigenthümlichen Reize des Militärlebens in Afrika.

Doch, wer körperlich fest und gesund ist, wem Muth und Ausdauer nicht fehlen, wer wie ich, nach Abenteuer lüstern, an Beschwerden und Strapatzen Vergnügen findet, nur der taugt nach Afrika. Jeder Andere bleibe lieber wo er ist! Denn so viele sind nach Afrika gekommen, haben aber gerade manchmal da, wo man es am wenigsten vermuthet, ihren Tod gefunden.

Tagelange anstrengende Märsche unter der brennendsten Sonnenhitze, täglicher Mangel auch am schlechtesten Wasser, wo man sich ermüdet einige Minuten zu rasten niederläßt, überall Scorpionen, Taranteln und dergleichen gefährliches Geziefer in Menge, zu Nachts die kalte, von den gefährlichsten Schlangen und sonstigen unheimlichen Geschöpfen durchwühlte Erde als Bett. Alles dieses sind den afrikanischen Truppen täglich blühende Rosen.

In Mascara nach fünftägigem Marsche angekommen, hatten wir Rasttag, und ich benützte denselben, mit einem Gefährten des Detachements, einem jungen Franzosen, der sich mir angeschlossen hatte, zur Besichtigung der auf einen Hügel erbauten Stadt und einiger schöner öffentlicher Gärten in und um dieselbe.

Am nächsten Tage hatten wir einen strengen Marsch von 43 Kilometern unter der brennendsten Sonnenhitze zu machen. Glücklicher Weise hatten wir nur einen einzigen Berg, außerdem immer ein schönes Thal zu passiren.

Wir mußten das Wasser zu dem auf dem großen

Halte vorgeschriebenen Café in unseren Feldflaschen von Mascara mitnehmen, weil uns schon dort bedeutet wurde, daß wir diesen Tag kein Wasser treffen, und auch am nächsten Tage erst wieder gegen Abend solches finden würden. Als wir bald das Ende unserer Etappe erreicht, waren wir noch 11 Mann stark. Die übrigen waren theils vor Ermüdung, theils vor Durst unterwegs liegen geblieben; mehrere trafen erst in der Nacht, einige aber erst nächsten Morgen ein.

Zufällig war es in dieser Gegend minder gefährlich, da hin und wieder einzelne Detachement vertheilt lagen. Außerdem ist es in der Regel nicht rathsam, zurück zu bleiben, weil die Araber in gewisser Entfernung von der Truppe die Zurückgebliebenen meist überfallen und tödten. Oefters wurden solche Rückgebliebene mit abgeschnittenem Halse wieder aufgefunden. — Die Araber glauben nemlich ihre Feinde nur dann für todt, wenn der Kopf vom Rumpfe getrennt ist.

Angekommen auf unserem Ziele für diesen Tag — war uns guter Rath theuer. — Wir hatten Fleisch, Salz, Brod, nur Wasser fehlte. Unsere Feldflaschen waren natürlicherweise leer. Durch Herumstreifen Einzelner waren alsbald in der Nähe wohnende Araber entdeckt.

Nur bei einem derselben fanden wir eine mit schlechtem Wasser gefüllte, zugebundene Ziegenhaut; doch wir konnten einander gegenseitig nicht verstehen. Wir wußten nicht, ob nicht vielleicht doch eine Quelle in der Nähe sei; wir betrachteten die gefundene mit Wasser gefüllte Ziegenhaut vorläufig als unser Eigenthum; als wir dieselbe jedoch auf einen Esel laden und damit abziehen wollten, fingen die Araber ein unerhörtes

Geheul an, und in wenigen Minuten waren gegen dreißig, in der Umgegend zerstreut wohnende Araber zusammengelaufen, und nur unter Escorte, und mit dem indessen aufgepflanzten Bayonette waren wir einigermaßen im Stande, unsern Fang zu sichern.

Solche Eroberungen sind natürlich nur afrikanischen, einem europäischen Soldaten aber nicht bekannt.

Den folgenden Tag Mittags schon trafen wir in dem Camp Dra-El-Remel, dem nach einem vorüberfließenden kleinen Fluß so benannten Lager ein. Es lag hier ein halbes Bataillon unter Zelten auf drei Monate detachirt. Die Mannschaft ward zu Geniearbeiten verwendet, und vorerst die Herstellung einer Verbindungs-Straße zwischen Mascara und Saida in Angriff genommen. Unser Lager war in einem Thale, ringsum von hohen Felsen eingeschlossen, in einer der schönsten Positionen der Gegend.

Die Araber der Umgegend hatten sich anfänglich manche Feindseligkeiten zu Schulden kommen lassen, und öfters zu blutigen Conflikten Anlaß gegeben. Wir mußten jedoch so viel als nur möglich weitergreifende Feindseligkeiten vermeiden, da nicht allzuweit von unserm Lager auf der andern Seite des Flusses, in der Richtung gegen die kleine Kabylie, der französischen Regierung noch nicht unterworfene, daher feindliche Stämme hausten, denen es nur ein Leichtes gewesen wäre, uns zur Nachtzeit zu überfallen und zu vernichten; doch sie wußten wohl, welch' fürchterliche verheerende Folgen ein solcher Ueberfall nach sich ziehen würde. Einzelne, die sich etwas zu weit, sei es auf der Jagd, oder auf sonstigen Streifzügen, vom Camp entfernt, hatten manchmal große Gefahren ausgestanden, manche kamen nicht mehr zurück.

Ich war während dieser Detachirung bei dem Genie-Capitän, dem die Oberleitung der übernommenen Genie-Arbeiten übertragen war, theils mit Nivellements, theils mit Zeichnungs- und Rechnungs-Arbeiten beschäftigt, und führte zugleich die Aufsicht über einzelne Strecken, die der Mannschaft in Akkord überlassen waren.

Zudem war ich Eleve-Fourrier in der Compagnie, und hatte auch alle vier Tage um die Vivres (Lebensbedürfnisse) der Mannschaft mit vier Mann nach Saida, acht Stunden vom Camp entfernt, mich zu begeben.

Saida ist ein kleines Araberstädtchen und liegen in demselben Türcos (ein Jäger-Corps nach Art der Zuaven uniformirt und fast nur aus Eingeborenen bestehend). Ebenso liegt unweit Saida ein großer Spahis-Camp; Spahis heißt eigentlich Lanzenreiter, und ist eine türkische Bezeichnung für ein Corps der Reiterei, die Säbel und Lanze gleich trefflich zu führen verstehen.

Diese Spahis, fast nur Eingeborne und nur einige wenige Franzosen darunter, sind ganz nach arabischer Kleidungs-Manier uniformirt, haben sie ganz bedeckende rothe Mäntel und sind zu Pferde mit Gewehr und langem Säbel bewaffnet. Sie sind sehr anhänglich an die Regierung, tapfer, und wie alle Araber vortreffliche Reiter. Ein Spahis zu Pferd in voller Rüstung ist ein herrlicher Anblick.

Dieselben sind sehr gut bezahlt; sie haben manchmal sehr schwierige Aufträge und werden meist wegen ihrer Landeskenntniß und Verlässigkeit mit Depeschen, Staffetten und wichtigen Aufträgen betraut.

Von den Eingebornen sind sie verhaßt und manchen Gefahren ausgesetzt. Die ganze Länge der marokkanischen Grenze ist von ihnen besetzt.

Dies über die eingeborenen Truppen.

Die Zeit im Camp Dra-El-Remel war mir sehr schnell dahin geflossen. An Sonntagen machten wir meist größere Jagdpartien.

In den ganz nahen hohen Felsenklüften waren mehrere Steinadlerneste von uns entdeckt worden. Doch zu denselben zu gelangen, war mit doppelten Gefahren verbunden. Für's Erste gehörten die zu übersteigenden Klüfte und Felsenspitze manchmal zu sehr gefährlichen Wagnissen, zudem waren die alten Adler von enormer Größe, stets in der nächsten Nähe, und ihren Blicken entgeht nichts in deren unmittelbarer Umgebung. Ein einziges Mal wagten wir es, uns, da wir einen schleichenden Felsen-Uebergang entdeckt hatten, ganz in die Nähe. Wohlbewaffnet mit geladenen Gewehren und Säbeln näherten wir uns dem Tags zuvor entdeckten Neste. Schon hatten wir die Jungen gesehen; das Nest war groß, gegen 2½ Fuß im Durchmesser und ganz in einer Felsennische. Ueberrascht, demselben schon so nahe zu sein, ohne von den Alten gewittert zu werden, hielten wir schon unsern Fang als gewiß. Auf einmal kam in schnurgerader Richtung von einer ziemlich entfernt gelegenen Felsenspitze einer der Alten, mächtiges Geräusch durch seinen pfeilschnellen Flug verursachend, auf uns zu. Zu Vieren schoßen wir in ziemlicher Nähe mit unsern mit doppelt zusammengedrehten Kugeln geladenen Gewehren nach ihm, hatten ihn auch glücklicherweise getroffen; aber schon war auch der zweite Adler mit fürchterlichem Geräusch gegen uns gestürzt; zum Schießen war es zu spät geworden, wir mußten uns mit den Gewehrkolben und Säbel gegen denselben vertheidigen. Nur durch unsere Anzahl und da wir den ersten sicher

getroffen hatten, waren wir großer Gefahr entronnen. Wir hatten den zweiten dieser sich auf uns stürzenden Steinadler im buchstäblichen Sinne des Wortes erschlagen.

Erst als wir Meister geworden waren, sahen wir ein, daß es stets ein höchst gewagtes Unternehmen sei, dem Neste eines solchen Raubvogels nahe zu kommen. Die drei im Neste befindlichen Jungen, ungefähr zehn Tage alt, und schon ganz befiedert, waren unser. Sie waren schon von ziemlicher Größe und wurden in unserm Lager aufgezogen.

Vom Exerzieren war, wenn Compagnieen einzeln detachirt lagen, fast keine Rede. Nur jeden Sonntag Morgens hatten wir eine dreistündige Uebung im Feuer-Exerziren und manchmal regelmäßige Schießübungen auf verschiedene Distanzen.

Es hat dieses Leben im Freien, die öfters ein tragisches Ende genommenen Jagdpartieen, an denen sich häufig ein großer Theil der Mannschaft und Offiziere betheiligten, nicht für jeden Reiz. Besonders gefährlich sind Jagden auf Tiger und Leoparden. Hyänen fand ich minder gefährlich. Unter Tags ist es höchst selten möglich, eine Hyäne zu Gesicht zu bekommen. Nur zur Nachtszeit, und ihre Anwesenheit wird augenblicklich durch die so häufigen Schakals verrathen. Kaum ist Dämmerung eingebrochen, so wird die Natur lebendig. Es entsteht ein Geheul, das einem nicht daran Gewohnten schaudererregend vorkommen muß. Man kann sehr deutlich das Geheul der einzelnen Bestien, der Hyänen, der Schakals, der Leoparden, der Tiger u. s. w. unterscheiden. Läßt sich ein Panther hören, so glaubt man, getäuscht, ein in der Ferne schreiendes Kind zu ver-

nehmen. Erschallt aber das Brüllen des Löwen, so schweigen plötzlich alle andere Bestien. In diesem Augenblicke kann sich's Keiner verhehlen, daß er unter allen Thieren als König anerkannt und gefürchtet ist. Dies Alles waren wir gewohnt und waren tagtägliche Vorkommnisse. Ich sehnte mich wieder, eine andere Gegend zu sehen, überhaupt nach einem Wechsel der Dinge.

Zehntes Kapitel.

Rückmarsch nach Bel-Abbes. Ernennung zum Corporal. Duell. Daya. Streifzüge. Die Wüste Sahara. Rückkehr. La Mare. Empfindlicher Wassermangel. Hyänen. Anstand auf dieselben. Bel-Abbes. Kaserne. Marschall Pelissier. General-Revue. Boukanefis. Araber-Prison. Thessalah. Durch Zufall gereizte Araber. Gefahr. Energische Auftritte. Zeitungs-Gerüchte und deren Verwirklichung. Ernennung zum Sergeant-Fourier. Neuer Colonell. Ansprache an das Regiment. Diminuirung desselben. Aussichten in die Zukunft.

„Wenn der Wanderer von der Sonne, wasserlechzend, heißgebrannt,
„Todesmatt nach einer Quelle spähet in der Wüste Sand,
„Weh' dem Wand'rer, wenn er endlich eine frische Quelle fand,
„Liegt der grauf'ge Wüstenkönig lauschend an der Quelle Rand."

Afrika im Jan. 1862.

Alsbald erhielten wir Befehl nach Bel-Abbes zurückzukehren. Länger als drei Monate blieb nie ein Detachement an einem Orte detachirt. Wir marschirten jedoch theilweise auf einem besseren, minder gebirgigen Weg, als dem, auf welchem wir nach Dra-El-Remel gekommen waren, über den Camp Dra-El-Raria, einem Spahis-Lager über La Fontaine, einem von den früheren Er-

oberern dieser Gegend gegrabenen Wasserbehälter, nach Bel-Abbes.

Gebräunt von der Sonne, der Art mit Staub bedeckt, daß kaum mehr die Farbe der Uniform erkannt werden konnte, vier junge Adler, gezähmte Schakals, die schönen Pelze von erlegten Raubthieren auf unsern Tornistern, nach fünftägigem anstrengendem Marsche marschirten wir in Bel-Abbes ein, jedoch nicht um in die Kaserne zu kommen. Unweit der Stadt auf einer Anhöhe war für uns bereits ein Lager geschlagen. Wir hatten nach unserem Eintreffen verschiedene Musterungen der Waffen und Equipirungsstücke, faßten theilweise neue Uniform aus dem Magazine und hatten den größeren Exerzierübungen im Regimente anzuwohnen.

Doch nur von kurzer Dauer war unser Aufenthalt in dem unweit Bel-Abbes geschlagenen Lager. Ich war indessen zum Corporal befördert worden; da nur effective Fourieredienste frei sind, so hatte ich jetzt neben den Fourier-Diensten in der Compagnie auch noch manchmal Wachen zu beziehen und Patrouillen und Piquets zu führen.

Während dieses Aufenthaltes in Bel-Abbes hatte ich eines Morgens bei einer Inspektion eine mir sehr bekannte Persönlichkeit in Reih und Glied einer Voltigeur-Compagnie zu Gesichte bekommen; ich konnte mich anfänglich gar nicht entsinnen, woher ich diesen Menschen kenne, und doch kam er mir so bekannt vor, als hätte ich erst die letzten Tage mit demselben in näherem Verkehr gestanden. Plötzlich trat die ganze Affaire von Perugia vor meine Seele. Wie ein Blitz leuchtete es in mir auf. — Ich hatte die Spuren des damals so schlecht handelnden, und hernach, um der Rache zu ent-

wischen, geflüchteten Verräthers der Sache von Perugia aufgefunden, vielmehr ich war in der unmittelbaren Nähe desselben. Alsbald hatte ich eine Gelegenheit gefunden, demselben näher zu treten, mich nochmals über die Identität seiner Persönlichkeit zu sichern, und ihn, er war damals noch Corporal wie ich, mit einer derben Ohrfeige herauszufordern.

Er hatte mich sofort erkannt, ward überrascht, doch nach französischem Militär-Reglement mußte er, um nicht cassirt und bestraft zu werden, mich zum Zweikampfe auf **Fleurets** fordern, um sich so nach der im französischen Heere gebräuchlichen Sitte Satisfaction zu verschaffen.

Natürlich geschah Letzteres sofort, und beim nächsten Rapport ward die Sache vorgetragen und uns die nöthige Erlaubniß ertheilt.

Die Stunde der Rache, die ihm über den Leichen im Forte in Perugia geschworen ward, war gekommen! Es gelang mir, demselben erhebliche Wunden beizubringen, in deren Folge er auch schon auf dem Wege in's Spital erlag.

Seine schnöde Handlungsweise, die ihn nicht nur nichts genützt hatte, sondern nur seine Charakterlosigkeit bewährte, ward gelohnt.

„Oft rächt sich, was die Stunde versprach, nach „Jahren!" —

Nach Umlauf von einigen Wochen ward ich kommandirt, ein Detachement von 15 Mann zu ihrer Compagnie nach **Daya** zu geleiten. Dieser befestigte Punkt, ganz nahe an einem Arme der Wüste **Sahara**, war seines gesunden Klimas wegen, bedingt durch die sehr hohe Lage, besonders für Recanvalescenten bestimmt.

In östlicher Richtung von Bel-Abbes über die Tennerah und Telaken in eine wilde, theilweise mit großen Eichen und Gestrüpp verwachsenen Gegend hinein, langten wir nach vier Tagen, den letzten immer bergan marschirend, in Daya an.

Erst nach einigen Wochen konnte ich mit einem nach Bel-Abbes zurückkehrenden Detachement Daya wieder verlassen. Während meiner Anwesenheit dortselbst hatte ich mich mit einigen Offizieren und Unteroffizieren an einem großen Streifzuge auf das dort so massenhafte Raubwild betheiligt, und im Eifer und Gespräch mit noch einigen ziemlich in die Wüste Sahara verloren, so daß wir nur mit Mühe und vielen Gefahren am zweiten Abende wieder zusammentrafen. Einer unserer Gefährten hatte sich erst am dritten Tage wieder zurecht gefunden, und wäre, hätte er nicht vorsichtshalber eine gefüllte Feldflasche und Feuerzeug bei sich gehabt, um sich in der Nachtzeit durch ein großes Feuer gegen die vielen Raubthiere schützen zu können, auch sicher nie mehr zurückgekehrt.

Die Wüste Sahara, dieses ungeheure Reich des Todes, liegt hinter Biled-Ul-Dsherid und der Barbarei, stößt im Osten unter dem Namen der lybischen Wüste an Aegypten und Nubien an, und reichen dessen Vorgebirge im Westen bis an den atlantischen Ocean. Diese so gewaltige Fläche besteht je weiter gegen Westen aus desto feinerem Sande, welchen Stürme in Wolken und Säulen aufwirbeln, und unter denen bisweilen ganze Caravannen begraben werden. Der aus den Wüsten kommende, Staub bringende, schnell tödtende Wind „Samum,“ arabisch „Chamsin“ genannt, ist eine große Landplage. Nur selten grüne Oasen, gleich Inseln in

diesem Sand-Ocean, bieten den Caravannen erwünschte Ruhe und Weideplätze.

Nachfolgende Zeilen möchte ich auf die Wüsteneien Afrika's singen:

Den Mannen, die im Sande
Der heißen Wüste geh'n,
Und, fern vom Quellenlande,
Um Wasser, Wasser! fleh'n,
Erscheint, aus Glanz gewoben,
Im glühenden Gefild
Von einer Fee erhoben
Ein hehres Zauberbild.

Darf er den Augen trauen?
Er sieht ein grünes Land,
Sieht feuchte Blumenauen,
Sieht Fluß und Palmenstrand;
Sieht rauschende Cascaden,
Und ach! ihn dürstet sehr;
Sieht weiße Schwanen baden
Im blauen Wellenmeer.

Im Haine kühl und dicht,
Er sieht die Früchte winken
Und hält sich länger nicht;
Er eilet zu erlangen,
Was all' sein Sehnen stillt
Er glaubt es zu umfangen,
Doch da zerfließt das Bild.

Zerstoben und zerronnen
Ist alle Zauberei,
Es glüht im Strahl der Sonnen
Das alte Einerlei;
Die Zunge klebt ihm wieder
Am Gaumen — er verdirbt,
Er sinkt verzweifelnd nieder
Und neigt sein Haupt, und stirbt.

— Wir wandern auch, und wilder
Wird täglich unser Lauf:
Da steigen schöne Bilder
Vor unsern Augen auf,
Uns winkt von grünen Auen
Die Liebe und das Glück
Wir greifen zu und trauen —
Der Schemen weicht zurück.

In blauer Ferne lieget
Das Land, das wir geschaut;
Aus fremden Lüften wieget
Sich der gehörte Laut,
Wir zieh'n durch Wüsten-Räume
Verdrossen und voll Leid,
— O süßer Zauberträume,
O bitt're Wirklichkeit!

Die Erzeugnisse der Wüste sind gering. Einzelne fruchtbare Oasen bieten äußerst delikate Datteln.

Nur an Raubthieren, besonders Löwen, die gerade hier manchmal in erstaunlicher Größe gesehen werden, sowie an Kameelen und Straußen, welch' letztere ihre Eier in den Sand legen und von der Sonne ausbrüten lassen, ist kein Mangel.

An Einwohnern fehlt es hier nicht so sehr, als man früher glaubte. Die Bewohner sind entweder Mauren oder Berber, durchaus Muhamedaner, und leben als Jäger, Hirten, Kaufleute oder treulose Räuber.

Dies über die Wüste Sahara.

Nach meiner Rückkehr von Daya war mein Bataillon bereits wieder in einzelne Detachements nach Sidi-Ali-Ben-Youb, Boucanefis und nach der Mare auseinander gegangen. Meine Compagnie lag drei Stunden in östlicher Richtung von Bel-Abbes entfernt.

Das nöthige Wasser mußte von Bel-Abbes mit

Maulthieren geholt werden; ebenso die Lebensmittel, Sold u. dgl., weßhalb ich alle 3 bis 4 Tage dorthin mußte, doch nie zu Fuß; es stand mir ein gutberittenes Maulthier zu Gebote. Die Vivres, Brod, Caffee u. s. w. wurden ebenfalls auf Maulthieren transportirt.

Das Fleisch mußte vom Lieferanten und immer erst am einbrechenden Abend gebracht werden, damit es, in der kühlen Erde eingegraben, die Frische bis zum nächsten Morgen bewahre. Dieses eingegrabene Fleisch, sowie die Abfälle an Knochen lockten die Raubthiere, besonders die dreisten Hyänen ganz in die uumittelbare Nähe des Camps. Täglich Abends, wenn es dämmerte, ward ein großes Feuer angemacht, das von der aufgestellten Wachmannschaft die ganze Nacht hindurch unterhalten werden mußte.

Wiewohl die Hyänen zur Nachtszeit stets um den Camp herumlagerten, so war es doch nur höchst selten, daß eine derselben erlegt wurde. Ihr außerordentlich feines Gehör und Auge verriethen ihnen stets zu guter Zeit jede, auch nur die leiseste Bewegung. Viele Nächte hatte ich, unter einem Busche versteckt, den Gewehrlauf geschwärzt, und in der ruhigsten Haltung gelauert, täglich fast die gierigen Hyänen gehört, und manchmal auch zu Gesicht bekommen, doch nur ein einziges Mal gelang es mir, eine derselben durch einen Doppelschuß, ich hatte mir das sichere Jagdgewehr meines Hauptmannes für diesen Abend erbeten, zu erlegen. Ich hatte 25 Frcs. Schußgeld erhalten, und überließ recht gerne die Hyäne meinem Capitain. Es war die erste Hyäne, die damals seit unserem Aufenthalte auf diesem Camp geschossen wurde, und nun konnte man täglich in der Dämmerung mehrere Hyänenjäger ausziehen sehen. Doch die Zahl

dieser schnell entstandenen Jäger wurde täglich wieder geringer, da sie sich allmählig überzeugt hatten, daß ihre Geduld nicht hinreiche. Nur einem Einzigen gelang es, einige Wochen später, eine zweite, noch viel größere als die von mir geschossene, zu erlegen.

Nach Umlauf von drei Monaten wurden wir nach Bel-Abbes zurückbeordert und durch eine andere Compagnie abgelöst. Nunmehr zum Erstenmale nach achtmonatlichen Aufenthalte auf afrikanischem Boden kam meine Compagnie in eine Kaserne. Nur auf zwei Wochen war unser Aufenthalt in Bel-Abbes bestimmt. Es ward eine Rundreise des Marschalls Pelissier, der die Stürmung des Malakoff-Thurmes im Krimmfeldzuge leitete und deßwegen von Napoleon den Titel eines „Duc du Malacoff" erhalten hatte, in den Provinzen Algier, Constantine und Oran angesagt, und der Ankunft dieses hohen Mannes wegen, sowie um die alljährlich angeordnete Generalrevue zu passiren, waren die drei Bataillone des Regiments von ihren einzelnen Detachements einberufen.

Nun konnte man erst so recht die Stärke des so schönen completten Regiments sehen. K e i n R e g i m e n t F r a n k r e i c h s kann diese Decorationen aufweisen. O f f i z i e r e, U n t e r o f f i z i e r e und S o l d a t e n mit dem K r e u z e d e r E h r e n l e g i o n, dem t ü r k i s c h e n und s a r d i n i s c h e n K r e u z e, der M e d a i l l e n des K r i m - F e l d z u g e s, der b a l t i s c h e n E x p e d i t i o n, der S c h l a c h t e n F r a n k r e i c h s g e g e n O e s t e r r e i c h i m J a h r e 1859, dem F e l d z e i c h e n der c h i n e s i s c h e n E x p e d i t i o n, der **Medaille militaire** für besondere Verdienste und Auszeichnungen im Allgemeinen finden sich in jeder Compagnie in der größten Anzahl. Von den

vielen ausländischen Orden, Decorationen und Feldzeichen, deren wirkliche Ertheilung durch die eigentlichen Patente nachgewiesen werden mußte, um die Bewilligung zum Tragen derselben erhalten zu können, will ich gar nicht Erwähnung thun.

Kurz gesagt: es existirt kein zweites Regiment dieser Art. Pelissier hielt sich nur einen Tag in Bel-Abbes auf, und inspizirte das Regiment nur im Vorüberfahren.

Alsbald nachdem auch noch die Generalrevue von dem hiezu beorderten General Deligni, einem der jüngsten französischen Generäle, der durch seine persönliche Tapferkeit besonders 1856 sich in der Expedition gegen die Kabylen ausgezeichnet hatte, vollendet war, wurden die einzelnen Detachements wieder abgeordnet, und nur die zum Platzdienst nöthige Mannschaft blieb in Bel-Abbes zurück. Mein Bataillon war diesmal nach Boucanefis und Umgegend, meine Compagnie zn der Araberprison nach Boucanefis, worin sich meist schwere Verbrecher befanden, zugetheilt. Die verurtheilten Araber wurden zu öffentlichen Cultur-Arbeiten unter strengster Militäraufsicht verwendet.

Ich ward mit 10 Mann unweit der Thessalah am Fuße eines hohen Berges in einer äußerst wildreichen fruchtbaren Gegend locirt und verlebte hier dem Leben eines Militär-Colonisten ähnliche Tage.

Ich hatte nur wenige Stunden nach Bel-Abbes, und begab mich meist in Begleitung von 2 bis 3 Mann an den Sonntagen dorthin, um die nöthigen Geldvorschüsse und Lebensmittel zu besorgen.

Hier unweit der Thessalah hatten wir eines Morgens einen Auftritt mit gereizten Arabern, der ein böses Ende hätte nehmen können. Wir machten gewöhnlich in

die großen Zelte Bettstellen von abgehauenen Baumästen und füllten die kleinen Zelte, indem wir sie in Form eines Strohsackes zusammen nähten, mit dürrem Gras, Alva genannt.

Ich war nun eben auf einem ungeheuer großen Baume mit der Axt im Abhauen eines armdicken ziemlich geraden Zweiges beschäftigt, als unweit dem Baume mehrere Wurzeln ausgrabende Araber mich erblickt hatten, ein fürchterliches Geheul anstimmten, sich mir näherten und mit ziemlich großen Steinen mich vom Baume herabzuwerfen suchten. Ich verstand wohl alsbald ihre Absicht, nnd auf meinen Ruf kamen sofort einige meiner in der Nähe befindlichen Leute mit ihren Gewehren. Ich war indessen vom Baume gestiegen, und erst als sie meine Auszeichnung als Corporal an der Weste bemerkten, ein Theil der Mannschaft die Gewehre in der Hand herbeigekommen waren, und ich ihnen in einigen verständlichen Worten bedeutet hatte, daß, wenn sie nicht augenblicklich abziehen würden, ich sofort Feuer auf sie geben lasse, ließen sie sich bereden und entfernten sich unter drohenden Mienen. Mich hatten sie der dicken Aeste halber glücklicherweise nicht getroffen.

Die Araber bezeigen jedem besonders großen einzeln stehenden Baume göttliche Verehrung, die sie durch rings um derartige Bäume in einem Halbkreise gelegte Steine, und dadurch, daß sie in der Nähe des Baumes mit entblößten Füßen niederknien und den Boden dreimal küssen, kundgeben.

Wehe dem, der es wagt, eine Axt an einen solchen Baum, den sie **Marabu** nennen, anzulegen, oder denselben irgendwie zu verstümmeln. Nur unsere Zahl und unsere Gewehre, vor denen sie stets außerordent-

lichen Respect haben, konnten in diesem Momente weiteren Thätlichkeiten Einhalt thun. Mir war diese besondere Verehrung alter ehrwürdiger Bäume von Seiten der Araber bis zum damaligen Auftritte noch unbekannt geblieben; wohl hatte ich öfters die an solchen Bäumen regelmäßig in einem Halbkreise gelegten Steine bemerkt, doch nie vermuthet, daß hierin eine so tiefe Ehrfurchtsbezeigung zu finden sei.

Nach zwei Monaten ward unsere Compagnie wieder einberufen, die Regenzeit hatte sich eingestellt, die große Hitze war gewichen und nur diejenigen Detachements, die Kasernen, Forts oder Baracken benützen konnten, wurden belaßen.

In spanischen und französischen Zeitungen, die nach Afrika kamen, war gegen Ende des Jahres 1861 zu lesen: der Kaiser der Franzosen habe aus gewissen Motiven die Auflösung der zwei Fremden-Regimenter beschlossen.

Anfangs wollten wir diesen Gerüchten keinen Glauben beimessen, bis man einige Wochen später wirklich über die vorläufige Auflösung des ersten Regiments offizielle Nachrichten erhielt.

Auch alsbald gab es in unserem Regimente Aenderungen, die auffallend wurden. Es mußten verschiedene Aufklärungen über den Stand und die Marschbereitschaft des Regiments an das Kriegsministerium eingereicht werden. Man vermuthete, und nicht so ganz ohne Grund, daß unser Regiment, an Strapazen und klimatische Aenderungen gewöhnt, nach Mexico beordert werden würde.

Es wurden Listen derjenigen Theile der Mannschaft angefertigt, die nur mehr unter zwei Jahren zu dienen

hatten, und freiwillig in ihre Heimath zurückzukehren wünschten.

Es waren mehrere Hunderte. Dieselben wurden entlassen und schifften sich in zwei Transporten zu je 250 Mann in Misselgebirg nach Marseille ein. Ich ward ebenfalls mit noch mehreren Unteroffizieren zur Begleitung des Detachemenls nach Oran bestimmt. Nach acht Tagen war ich wieder zurück und indessen in Folge Regiments-Befehls zum Sergeant-Fourier ernannt.

Unser Colonell (Oberst) ward mittlerweile zum Platz-Commandanten von Oran ernannt worden, nachdem schon einige Zeit vorher der um die Instruktion und die Vertretung der Deutschen so viel verdiente Commandant des I. Bataillons (Commandant Fistié) als **Directeur d'école du St. Cyr a Paris** abberufen ward. Der nun zu unserem Regimente ernannte Oberst, der von Frankreich gekommen war, um das Commando über dasselbe aus den Händen des bisherigen Colonells zu übernehmen, war ein scharfer Offizier, ein tüchtiger, strenger und dennoch humaner Mann.

Seine Brust war mit den hervorragendsten französischen Dekorationen geschmückt.

Er hielt bei seiner Uebernahme des Regiments-Commando's eine kurze inhaltvolle und zu manchen Gedanken Raum gebende Ansprache, in der er sich besonders dahin ausdrückte, daß er es sich zur größten Ehre rechne, das beste Regiment, das Frankreich besitze, und aus dem die größten Marschälle Frankreichs hervorgegangen seien, wie Mac Mahon, und Andere, zu commandiren, und daß er sein Möglichstes thun werde, und zu jeder Stunde bereit sei, für den

Ruhm dieses so herrlich decorirten Regimentes mit seinem Leben einzustehen.

Doch das schöne thatenfähige Regiment hatte die längste Zeit bestanden. Mit Wehmuth sah der neue Colonell noch weitere zwei Detachements zu je 300 Mann abgehen, die alle vorgezogen hatten, Afrika zu verlassen.

Man konnte aus Briefen hochgestellter Offiziere aus Frankreich nunmehr klar entnehmen, daß der Rest des Regiments, meist nur mehr Solche, die noch über drei Jahre zu dienen hatten, solche, die bereits naturalisirt oder durch Dienstzeit sich Recht auf Naturalisation erworben, oder Franzosen, die nur Campagnen mitzumachen nach Afrika gelockt worden waren, nach Mexiko zur Ergänzung der dort durch die feindlichen Kugeln, und mehr noch durch den Typhus und das gelbe Fieber so sehr decimirten Armee abgesandt werden würden. Ich hatte nun auch einen Theil Afrikas gesehen, und Strapazen und Beschwerden aller möglichen Arten mitgemacht, aber nach Mexiko hatte ich kein Gelüste. Im Kampfe oder offenen Gefechte zu fallen, hatte mich nie erschreckt, aber die fast sichere Überzeugung, einer Seuche — wie Typhus oder das gelbe Fieber — zu unterliegen, das hatte mich bewogen, einen Ausweg zu suchen.

Eilftes Kapitel.

Schreiben an den Kaiser. Erfolg. Abreise von Afrika. Spanien. Valencia. Stiergefecht. Arranjuez. Madrid. Zaragossa. Etwas Näheres über Zarragossa. Barcellona. Ein Ball auf dem Meere. Die Spanierinnen. Einschiffung nach Frankreich. Toulon. Nizza. Einige Worte über Nizza und dessen Umgebung. Rückreise nach Straßburg. Carlsruhe. Stuttgart. Ulm. Heimath.

„Manch' rüstig stolz bewimpelt Schiff,
„Manch' morsches Wrack am Sande:
„Der Hafen hier, und dort das Riff,
„Jetzt Fluth, jetzt Ebb' am Strande.

„Hier Sonnenblick, Sturmwolken dort;
„Hier Schweigen, dorten Lieder,
„Und Heimkehr hier, dort Abschiedswort;
„Die Segel auf und nieder!"

Wer sucht, sagt man, findet. Manchmal ist dies wahr. Ich überlegte meine Lage; die von Mexiko einlaufenden, nie zu Gunsten der französischen Armee lautenden Nachrichten hatten mich veranlaßt, zu guter Zeit einen entscheidenden Schritt zu thun.

Durch ein Schreiben an den Kaiser der Franzosen selbst, bezweckte ich durch **Decision ministerielle à date du 13. Mai 1862** die Annullation der von mir eingegangenen Verpflichtung auf 5 Dienstjahre und ward mir auf Kosten der französischen Regierung die Rückkehr in meine Heimath gestattet.

Am 21. Mai schiffte ich mich in Missellgebirg nach Europa ein, und langte andern Tages Mittag vorbei an Cartagena und Alicante, durch seinen vortrefflichen Wein bekannt, in Valencia in Spanien an.

Mehr oder weniger von der Seereise fatiguirt, be-

schloß ich mindestens einige Tage in Valencia zu weilen. Zudem war mir für den zweiten Tag ein Schauspiel in Aussicht gestellt, welches zu sehen mir in meinem Leben doch schwerlich mehr Gelegenheit sich bieten dürfte, nämlich ein Stiergefecht.

Es war ein Freitag, an dem das Stiergefecht abgehalten werden sollte. Mit großer Spannung sah ich diesem spanischen Nationalvergnügen entgegen, über das ich schon so manches gelesen und das von jedem Gebildeten als ein grausames, der Humanität unwürdiges Schauspiel mit Recht verdammt wird. Um 4 Uhr war der Anfang. Ich verfügte mich in einem Strome von Menschen etwas vor der festgesetzten Stunde in das für diese Volkserheiterungen erbaute, ausgezeichnet schöne Amphitheater, den Stiro-Platz in der Nähe der Madrider-Eisenbahn. — Das Amphitheater faßt über 20,000 Menschen; und es gefüllt zu sehen mit dem Volke in der buntesten Tracht, ist allein des ziemlich hohen Eintrittsgeldes werth. Nach einem von einer Regiments-Musik vorgetragenen Präludium unter Paukendonner und Trommelwirbel öffneten sich die östlichen Thore und hereintrabten und stolzirten die Picadores zu Pferd und die Matadores zu Fuß, gehüllt in Sammt und blinkendes Erz, der Sprecher in schwarzen Sammt und wehendem Federhute voran, hin vor den mit Seide ausgeschlagenen Sitz des Präsidenten. Der Sprecher hielt eine kurze Rede, welche mir jedoch etwas schwer in ihrem ganzen Inhalte zu verstehen vorkam, worauf der Beamte den Schlüssel zu den Stierzwingern hinabwarf, der unter allgemeinem Applaus von dem Sprecher mit dem Federhut geschickt aufgefangen ward. Der Schlüssel wurde sodann dem Schließer über-

geben und Alles, was nicht bei dem Gefecht betheiligt war, verließ schleunigst den Platz der Gefahr. Der Beamte winkt mit dem Taschentuch. Ein Stier, schwarz und wild, mit spitzen Hörnern, eine Schleife in seinen Nacken geheftet, springt aus einem der geöffneten Zwinger ein Stück vor, dreht sich und stürzt auf die an den Planken hin aufgestellten Picadores zu. Im Nu hat er ein Pferd auf seinen Hörnern, Pferd und Mann auf den Sand werfend. Wuthschäumend bohrt er mit seinen Hörnern im Leibe des Pferdes. Der Reiter, durch Watte und Schienen geschützt, liegt halb unterm Pferde und wird, nachdem der wilde Stier durch die rothen Tücher der Matadores vom Pferde weggescheucht ist, hervorgezogen. — Das Pferd erhebt sich angstvoll; die Gedärme hängen ihm aus dem Leibe. Thut nichts! Der Picador besteigt das gedärmnachschleifende arme Thier wieder und leitet es (ein Auge des Pferdes ist verbunden, damit es den Stier nicht sieht) von Neuem gegen deu Stier, der unterdessen ein paar andere Pferde massakrirt. (Allerdings werden nur alte Pferde dazu verwendet.) Die Picadores haben lange Speere, Picken mit den gesetzlich vorgeschriebenen 2 Zoll langen Klingen. Diese bohren sie, wenn der Stier auf sie einspringt, in dessen Nacken.

Manche Stiere lassen sich dadurch vom Pferde abhalten, die meisten nicht. — Drei Pferde liegen grtödtet auf dem Platze, sie werden durch frische ersetzt. — Die Matadores reizen den Stier fortwährend durch ihre rothen Tücher, die sie ihm im Vorbeilaufen entgegenwerfen, nachziehen und dann sich vor dem nacheilenden Stiere über die Schranken flüchten. Das Tuch des Beamten winkt, der Trompeter gibt ein Zeichen, die Picadores ziehen sich zurück und das Spiel der Ban-

derilleros beginnt, die mit Banderillas (mit Federn, Papierstreifen 2c. geschmückte Eisen mit Widerhacken) bewaffnet sind. — Sie treten dem fortwährend durch die rothen Tücher gereizten Stier entgegen, laufen auf ihn zu, und in dem Augenblicke, indem der Stier sie mit den Hörnern erfassen will, springen sie auf die Seite, die beiden Spitzen in dessen Nacken bohrend. Der Stier will diesen schmerzhaften Schmuck abschütteln, umsonst, die Hacken halten fest. Sechs Banderillas sind in den Nacken des Stieres gebohrt; sein Hals ist mit Blut überströmt durch die Wunden der Picken der Banderillos und allenfalls auch Bisse der Pferde. Das Tuch winkt, die Trompete schallt, und dem Stiere tritt mit blutrothem Tuch in der einen und dem blanken Degen in der andern Hand der Stiertödter, einer der ersten Matadores entgegen. Er hält das Tuch dem lauernden Stiere vor die Augen, der Stier stürzt darauf zu, der Matador schwenkt sich sowie das Tuch äußerst geschickt auf die Seite, so dauert das Spiel einige Zeit, bis der rechte Augenblick gekommen. Wieder hält er das Tuch vor, doch der Degen ist stoßfertig. Der Stier stürzt vor, der Matador springt auf die Seite, seinen Degen bis beinahe ans Heft in den Nacken seines Gegners stoßend. Ohrenbetäubender Applaus. Der Stier ist tödtlich getroffen, man sieht es: er wankt und Blut strömt ihm aus Maul und Nase. Er lagert sich. Ein Dolch wird ihm von dem eigens dazu bestimmten Bandillero in's Gehirn gestoßen, ein Zucken und ein Ende ist's. Trompetenfanfaren, Paukengekrach und Trommelgewirbel. Die nördlichen Thore öffnen sich. Zwei Dreigespane jagen herein, phantastisch mit Troddeln und Federn geschmückt, und schleppen Pferde und Stiere aus der Arena.

Blut und Koth werden entfernt. Das Tuch winkt, die Musik schweigt. Ein anderer Zwinger öffnet sich, ein neuer Stier stürzt heraus. Dasselbe Spiel, dieselbe Pferdeschinderei. Und so wurden für diesen Abend acht Stiere und sechzehn Pferde geopfert. Wie bei dem einen Stier, so ohne besondere Abwechslung bei den andern, blos daß mancher Stier weniger wild, mancher dagegen ein so wilder war und gleich beim Hereinstürzen 2 oder 3 Pferde aufspießte. Auch wurden beim Tödten, besonders wenn unerfahrene Matadores die Prozedur vornahmen, oft Fehlstöße gethan, so daß der Degen, durch aufgeworfene Tücher wieder herausgezogen werden mußte. — Oefters wurde der Stier auch auf der Stelle dadurch getödtet, daß ein geübter Matador dem mit gesenktem Kopfe auf das rothe Tuch lauernden Stiere den Degen zwischen den Hörnern ins Gehirn stieß. Auch sprang ein Stier über die mannshohe Barriere. Es ist ein freier Raum zwischen den Barrieren und den geschützten Sitzen des Publikums, bestimmt für die vor dem Stiere flüchtenden über die Barriere voltigirenden Matadores ꝛc. Aus diesem Raume mußte der Stier durch ein nördlich oder südlich, östlich oder westiich geöffnetes Thor wieder in die Arena kommen. Sticht ein Matador besonders gut, so verlangt für ihn das Publikum den Stier, und der Beamte entspricht auch gewöhnlich dem Verlangen. Der Glückliche erhält dann eine Summe von 16 span. Thalern = 40 fl. nach unserm Gelde — Entschädigung.

Am zweiten Tage, Sonnabend, wurden weitere acht Stiere gegeben. Ein Picador wurde durch einen Tritt des Stieres ins Gesicht schwer verwundet. Am dritten Tage, Sonntag, weitere acht Stiere und am Montag die beiden Reservstiere, bei geringerem Eiutrittsgeld; im

Ganzen 26 Stiere. Pferde wurden 49 getödtet. Der bedeutende Reinertrag aus diesen Spielen wurde dem Spital von Valencia zugewiesen.

Von Valencia, welche Stadt unweit dem See Albufera in einer so schönen fruchtbaren Lage, und die dortige Gegend wirklich nicht ohne Grund das spanische Elysium genannt wird, sich erhebt, begab ich mich mit Eisenbahn nach Amanza, Chinchilla, La Rada, Alcazar, Aranjuez über die herrliche dort über den Tajo führende Brücke nach Madrid. Spanien ist wirklich ein schönes reiches Land. Schon im Alterthume hieß es von Spanien wegen seines Reichthums von Naturproducten Dives equis, frugum facilis, pretiosa metallis. Die spanischen Weine Xeres, Tinto, Alicante, Malaga ꝛc. sind ohnedies bekannt. In Aranjuez verließ ich die Bahn, um das k. Lustschloß näher zu besichtigen, konnte jedoch unmöglich Gelegenheit hiezu finden; zu Aranjuez gehört noch Escorial, zum Theil Schloß, zum Theil Kloster und Begräbniß der spanischen Könige, und seiner Pracht wegen das achte Weltwunder genannt. Nur die Kirche und die Ansicht dieser herrlichen Bauten im Allgemeinen war mir gestattet. Gegen Abend des zweiten Tages langte ich in Madrid, der Hauptstadt des ganzen Reiches, an. Mein Gasthof befand sich in den belebtesten Straßen der unvergleichlich schönen Calle d'Alcalá. Madrid liegt ziemlich hoch auf mehreren flachen Hügeln am westlichen Ufer des Manzanares. Wegen seiner großen Entfernung vom Meere, sowie seiner Lage in einer weiten sterilen, fast baumlosen, im Norden von hohen, das halbe Jahr hindurch mit schneebedeckten Gebirgen umschlossenen Hochebenen ist das Klima von Madrid weniger angenehm als man bei seiner so bedeutend südlichen Lage (Madrid

liegt unter gleicher Breite mit Neapel), zu vermuthen berechtigt wäre. Sein Klima ist für den Fremden sogar sehr gefährlich, theils wegen der außerordentlich trockenen und scharfen Luft, theils und vornehmlich wegen der großen Veränderlichkeit der Temperatur, die sehr häufig und plötzlich von einem Extrem zum andern überspringt.

Der kgl. Palast in Madrid ist ein Prachtbau erster Art, imponirt aber weniger durch edlen harmonischen Styl, als seine ungeheuren Dimensionen; denn in größerer Nähe wird man durch theilweise Ueberladung mit architectonischen Verzierungen etwas herabgestimmt. Das Schloß zu Madrid ist einer der größten Paläste, die es gibt — die Tuilerien sind eine Spielerei dagegen und kaum dürfte das Schloß von Versailles mit dem Madrider sich messen können. — Der geräumige innere Schloßhof ist von Säulenhallen umgeben, und mit den Marmorstatuen der vier in Spanien gebornen Kaiser Roms, Trajanus, Arcadius, Honorius und Theodosius, geschmückt. — Das Innere des Schlosses übertrifft an Großartigkeit der Säle an Pracht Alles, womit andere Gebäude dieser Art in Europa prahlen können.

Vor der östlichen Façade des Schlosses befindet sich die Plaza y Glorieta del Oriente, einer der schönsten Plätze von Madrid. Nicht unerwähnt dürfen auch gelassen werden die Calle mayor, eine der schönsten Straßen Madrids, wiewohl die Straßen San Geronimo und Alcale die prächtigsten sind. Dicht am Prado, auf einem von Bäumen umringten Platze, der den Namen „Campo de la Scaltad“ (Feld der Loyalität) führt, ist das M o n u m e n t d e s 2. M a i, welches das Andenken der am 2. Mai 1808 an dieser Stelle für die Unabhängigkeit der Nation gefallenen Opfer in Madrid verewigt.

Die Gärten des Buen Retiro, eine der besuchtesten Promenaden der eleganten Welt von Madrid, nehmen einen sehr bedeutenden Flächeraum ein, sind aber zum Theil schlecht gehalten, und wie sich die Spanier ausdrücken, größtentheils von steifem französischem Geschmack. Namentlich gilt Letzteres von den verschlossenen Gärten der Königin, die man blos mit spezieller Erlaubniß des Directors sehen kann. In diesen hat man einen künstlichen Berg errichtet, der die schönste Ansicht von Madrid bietet, weil gerade hinter seinen vielen Kuppeln und Thürmen die hohen schneebedeckten Kuppen der Sierra de Quadarrama emporsteigen und dem Bilde der Stadt einen Rahmen geben, dessen es von andern Punkten aus entbehrt. Traurig aber ist der Anblick der dürren hügeligen Fläche, welche die grünen Gärten des Buen Retiro umgibt. Ueberhaupt darf man, soll einem Madrid gefallen, die Stadt nicht verlassen. Solange man inmitten seiner eleganten belebten Straßen, seiner Gärten und Promenaden bleibt, glaubt man sich in einer reichen, mit allen Reizen des Südens geschmückten Gegend, wenn man aber die Thore durchschreitet, sieht man sich in eine ganz contraire wasserlose — ich möchte fast sagen — Wüste — versetzt.

In den Spaniern hatte ich alsbald ein träges Volk gefunden, welchem Umstande es auch allein zuzuschreiben ist, daß so viele der fruchtbarsten Gegenden nur theilweise angebaut sind. Nachdem ich Madrid verlassen, reiste ich mit der Eisenbahn über Alcala nach Quadalaxara. Weiter ging die Eisenbahn damals noch nicht; deren Bau bis Lerida ist aufgenommen, aber voraussichtlich noch nicht sobald zu Ende geführt; Von Quadalaxara, einer ziemlich umfangreichen Stadt, begab ich mich

zu Fuß nach Zaragossa, welche Stadt in sehr schöner Lage am Ebro, besonders durch den Heldenmuth ihrer Bewohner unter Palafox im Jahr 1809 bekannt ist.

Hievon Nachstehendes. Unter die ruhmvollsten Ereignisse von Zaragossa gehört unstreitig die zweimalige heldenmüthige Vertheidigung der Stadt. Dieser unbefestigte Platz widerstand im Jahre 1808 einen ganzen Monat lang dem ihn belagernden französischen Heere, und ohne etwas ausgerichtet zu haben, mußte dasselbe endlich abziehen. Aber gegen Ende des Jahres drangen neue Schaaren heran, und eine zweite noch schrecklichere Belagerung begann. Sechzig Tage kämpften die Einwohner mit der beispiellosesten Standhaftigkeit gegen die feindliche Uebermacht. Jedes Haus, jede Kirche, jedes Kloster wurde zu einer Festung, die auf das äußerste vertheidigt war. Jede Treppe, jedes Zimmer, jedes Dach kostete mehrere Menschenleben, und nicht blos über, sondern auch unter der Erde in Ställen und Mienen ward gekämpft, und da am blutigsten und zerstörendsten. Seuche und Hunger gesellten sich hiezu, und bei der gewaltigen Anstrengung aller Leidenschaften konnte es auch nicht an groben Ausschweifungen fehlen, wodurch das Elend der unglücklichen Stadt nur noch vermehrt wurde. Gleichwohl dachte Niemand an Uebergabe, so lange noch ein Mittel der Vertheidigung blieb.

Erst als das Aeußerste, was menschliche Kraft, Tapferkeit und Ausdauer zu leisten vermögen, erschöpft war, als bereits 54,000 Menschen dem Tode in seiner mannigfaltigen Gestalt erlegen waren, knüpfte man Unterhandlungen an, und am 21. Februar 1809 ward in ehrenvoller Capitulation, nicht mehr eine Stadt, sondern

nur ein rauchender Trümmerhaufen den Franzosen übergeben. —

Nach einigen Wochen verließ ich Zaragossa, überschritt die schöne Ebro-Brücke, und von Lerida aus hatte ich wieder Eisenbahngelegenheit über Cervera und Manresa nach Barzellona.

Ich hatte nun wieder das Mittelmeer, und Barzellona, die gewerbsamste Stadt Spaniens und ziemlich fest gebaut, erreicht. Die Stadt besitzt ausgebreiteten Seehandel und liegt in einer äußerst fruchtbaren Gegend.

Die Anstrengungen der Reise hatten mich nicht wesentlich ermüdet, und ich fühlte Kraft und Lust in mir, nachdem ich dem unbedeutenden Kräfteverbrauch, durch ein Glas des feuerigen Alicante aufgeholfen hatte, einen Maskenball zu besuchen, der an den Straßenecken mit großen Plakaten als Baile de los banos angekündigt war. Also ein Badeball; vortrefflich! Ein Meerbadball auf schwankendem Parquet mit der Aussicht, während einer Arragonaise, umrauscht von der tönenden Musik in die Tiefe des Meeres zu versinken — reizend! Ein Ballsaal, an dessen Wänden sich die Meereswellen brechen und neugierig Woge sich an Woge hebt, um zu belauschen der Menschen wunderlich Treiben. Allmählig füllte sich der Saal mit Masken; doch welch anmuthige Gestalten!

Ja, dies ist die Spanierin; nicht, wie ich sie manchmal auf den Bühnen kennen lernte, sondern, wie ich mir sie stets ausmalte, wenn ich von ihrer schönen Heimath las und hörte.

Welche Würde der Haltung, welch vollendete Grazie jeder Bewegung!

Oh, das Feuer und doch der wundervolle Rythmus

in den wirbelnden Bewegungen des Tanzes, dieser glühende Zauber des Auges, der aus der Maske hervorblitzte. —

„Viva la gracia!“ wer ruft nicht unwillkürlich jenes übliche Huldigungswort einer solch' vorüberschwebenden Tänzerin nach? Wer freut sich nicht aus innigster Seele, wenn diese mit unnachahmlich freundlichem Neigen des Kopfes für die zugerufene Artigkeit grüßend dankt? — Die Musik war unrein und kreischend, allein dies nahm ich nur in den Introductionsstellen wahr, denn, wenn des Beschauers Seele anfängt, in die Augen zu treten, wer achtet da noch auf solche Nebendinge? Wer, wenn er jene elastischen und harmonischen Formen in den rhythmischen Bewegungen der bis zur liebeschmachtendsten Leidenschaft erregten Lust erschaut, hat da noch Sinn für die Forderungen einer um vieles kälteren musikalischen Harmonielehre?! — Bachantinnen stürmten tanzend daher, den Thyrsus schwingend und das blauschwarze herrliche Haar durchflochten mit Rebenzweigen, entflammten Blickes und schlaugeübt in den Künsten des Tanzes, zu welchem stets sie gelüstet. Bei allen Oden des entzückenden Horaz! Vollendeteres kann die schwelgendste Phantasie nicht schaffen, fanatischer Zauber muß des eisigsten Mannes Sinne wirbelnd erfassen und träumerische Bilder wachrufen aus der poetischen Mythe.

Zeichne ich im weitern Verlaufe wiederholt in so glühendem Farbentone, wie hier so eben geschehen, je nun so handle ich eben unter dem längst zum historischen Rechte gewordenen Zauber, unter welchem vor mir stärkere und mehr geharnischte Geister, trotz alles Sträubens sich beugen mußten.

Hiemit will ich genug über Spanien und Spanierinnen gesagt haben und habe dieses schöne Land nur allzubald verlassen.

Mit einem französischen Dampfer schiffte ich mich nach einigen Tagen nach Toulon ein, woselbst ich nach einer 1½ tägigen Fahrt, bei der günstigsten Witterung, einlief. Toulon, am Fuße des Pharaonsberges ist eine sehr feste See- und Handelsstadt und nach Brest der größte militärische Seehafen und Waffenplatz Frankreichs. Die Bevölkerung Toulons und Umgegend spricht ein Patois, eine dem Gebildeten ganz unverständliche Sprache, der Landleute und des gemeinen Volkes in den südlichen Provinzen, die platte Sprache des Pöbels und der Bauern.

Ich war bei meiner Abreise von Afrika entschlossen, mich, wenn auch nicht gerade direct, in meine Heimath zu begeben. Ich weilte einige Tage in Toulon und kam auch nach der durch ihre milde Winterluft so hoch berühmten Stadt Nizza, östlich von Toulon, hübsche Hauptstadt der sardinischen Grafschaft Nizza.

Reisende vergleichen zwar den Golf von Nizza mit jenem von Neapel, und wollen selbst eine Aehnlichkeit in den kleinsten Details gefunden haben. Ich lasse es dahingestellt sein, in wieferne eine solche Vergleichung die nähere Prüfung aushalten würde; allein schon der Versuch, diesen Golf mit dem schönsten von Europa zu vergleichen, zeigt, daß er ihm an Großartigkeit und Naturschönheit wenig nachstehen mag.

Und in der That, wer nur einmal den schönen Halbkreis der Küste von Antibes bis Monaco vom Meere aus mit einem aufmerksamen Blicke überschaut hat, wird

sich kaum denken können, daß die Natur etwas Imposanteres und zugleich Reizenderes hervorzubringen im Stande sei, um die schöne weite Meeresbucht von Nizza würdig zu umschließen. — Die Stadt Nizza selbst gewährt von allen Seiten einen äußerst freundlichen und lieblichen Anblick. — Die Lage Nizza's, etwas über die sie umgebenden Ebenen erhoben, tritt hoch genug über das Niveau des Meeres hervor um eine ganz freie Aussicht bis zu einer bedeutenden Ferne über diese glatte, in den mannigfachsten Farben-Nuancirungen spiegelnde Wasserfläche zu gestatten, so daß man oft in einer Entfernung von weit mehr als hundert Seemeilen nach Südosten die Insel Corsica, diese Riesenwiege Napoleon's, als eine weiße zackige Wolke in dem Lichtdufte des Meereshorizontes sich aus dem Wasserspiegel erheben sieht. Werfen wir einen Blick auf die Hügel und die Ebenen von Nizza, so entdecken wir seine prachtvollen Campagnen, reich durch die Vereinigung aller Culturzweige und bedeckt mit der schönsten und üppigsten Vegetation. Die Temperatur der Campagne von Nizza ist von jeher als ungewöhnlich milde bekannt, und ein gewöhnlich heiterer Himmel, eine rasche Auflösung der Dünste haben dieser Gegend den Namen des Treibhauses von Europa erworben.

Dieser Theil der Seealpen genoß seit den ältesten Zeiten der Erbauung Nizza's eines bedeutenden Rufes. Die Großen Rom's gingen ebenso dorthin, um diese milde Temperatur zu genießen, wie heutzutage die Engländer, Russen, Deutsche und andere Nationen die strenge Jahreszeit dort zuzubringen pflegen. Rechnet man zu diesen Vortheilen die pittoresken Spaziergänge, so wird man nicht erstaunen, wenn die Delile, Boachè und Andere

die Wunder, welche die Natur hier hervorbringt, besingen. —

Zurückgekehrt noch Toulon, reiste ich in einigen Tagen nach Marseille, und von dort mit Bahn, welche ich in Folge meiner französischen feuille de route um ein Drittel der gewöhnlichen Fahrtaxe benützen konnte, in Gesellschaft eines höhern Offiziers der Zuaven und einem durch mehrfache Reisen sehr zugänglich gewordenen Engländer über Arles, Avignon, Orange, Valence, St. Rambert, Lyon, Macon, Châlons, Dijon, Besançon, Montbeillard, Belfort, Mühlhausen, Colmar, Schlettstadt und Straßburg weiter.

Nur in Dijon, der ehemaligen Hauptstadt von Burgund, wo die Züge gewechselt wurden, hatte ich einige Stunden Aufenthalt und Gelegenheit, den guten Burgunder an seiner Quelle, in seiner Heimath, zu kosten.

In Straßburg angekommen, hatte ich auf der Intendance militaire meine mir noch zu gute kommende Reiseentschädigungsquote von Oran, mit Ausnahme des in Spanien gereisten Theiles, bis Straßburg zu erheben, was eine hübsche Summe ausschlug.

Von Straßburg ging ich zu Fuß nach dem eine halbe Stunde entfernten, auf dem rechten Rheinufer auf einer Insel des Rheins gelegenen Städtchen Kehl, und benützte von hier aus die Eisenbahn nach Carlsruhe, welche Stadt mir wegen ihrer neuen, sehr schönen Anlagen sehr gut gefiel. Ich beschleunigte meine Abreise über Bruchsal nach Stuttgart, und reiste von da mit der Eisenbahn ohne weitere Unterbrechungen über Ulm nach Augsburg in meine Heimath, die ich nach so manchen Gefahren, denen mich Göttin Fortuna stets unbeschädigt entrissen, viel verändert und auf dem Wege der

allgemeinen Verschönerungs-Manie ziemich vorgerückt fand. —

Gewaltige Ereignisse und ein unschätzbares Erfahrungsfeld hatten die wenigen Jahre vor mir aufgerollt, und so oft ich die Bilder dieser meiner Schicksals-Episode mustere und ordne, die innerhalb des Rahmens der schärfsten Lebenscontraste, — den Schauern des Schlachtfeldes und den Hochgenüssen einer Reise durch das lieblichste Land der Erde, — sich bewegen, so treten stets farbenglühend neu und allgewaltig in Colorit und Form unerreichbar theuer als Erinnerungsmomente die Einzelnszenen mir vor's geistige Auge.

Ich glaube, die bewegtere Epoche meines Lebens nunmehr zu Ende und ich gestehe, daß es im Leben Verhältnisse gibt, wo jede Maske fällt, und der Mensch, von den Schauern der gewaltigen Minute geweckt, das Comödienthum vergißt und sich zeigt, wie er ist: **feig** oder **kühn!**

Aber all' die Wunden die hart Geschick dem Menschen schlägt, die Zeit macht sie vernarben, — nur deren Schuld er selber trägt, die wollen nimmer ganz gesunden.

Wenn Dir:

„Jedoch der Ernst des Lebens näher tritt,
„Laß nicht Dein Herz der Freude sich verschließen!
„Wohl seltner wird ihr Füllhorn sich ergießen,
„Wenn Dir der Ernst des Lebens näher tritt.
„Nimm um so lieber jede Blume mit,
„Je spärlicher am öden Weg sie sprießen.
„Wenn Dir der Ernst des Lebens näher tritt,
„Laß nicht Dein Herz der Freude sich verschließen!

„Blüht Dir das Glück auf Deinem Pfade,
„Gib Dich nicht ganz der Freude hin,
„Denn sieh, das Glück hat flücht'ge Sohlen,
„Und kaum erschienen, kann es flieh'n;
„Mach' Dir die kurze Rast zu Nutze,
„Doch denk an seinen Unbestand,
„Und Du wirst nicht verzweifeln müssen,
„Wenn unvermuthet es verschwand.

„Doch wenn Dich auch ein Weh betroffen,
„Gib Dich nicht ganz dem Schmerze hin
„Und wolle nicht in dumpfer Trauer
„Dich jeder Lebenslust entzieh'n;
„Denn in des Lebens reichem Garten
„Gibt es noch Blüthen allerhand,
„Und wenn Dich Dornen stechen, wisse,
„Ist auch die Rose Dir zur Hand."

Anhang.

Ueber General Lamoricière und seine Umgebung, sowie seine in jeder Beziehung zu rechtfertigende Handlungsweise während der Tage der Bedrängniß Pius IX. im Jahre 1860 widme ich in Nachfolgendem dem freundlichen Leser einige wahre Worte.

Jede Zeitperiode hat ihre characteristischen Merkmale, und diese werden wieder, gleich herrschenden Krankheitsformen durch dynamische Einflüsse in der Atmosphäre, durch die Ereignisse selbst und die Art ihrer Entwicklung erzeugt und bedingt.

Es ist ein steter Wechseleinfluß, daß es dem sorgsam forschenden Beobachter oft unentschieden bleibt, wo Ursache, wo Wirkung zu suchen sei.

So hat sich in neuerer Zeit das Broschürenwesen fast zur Manie gesteigert.

Der alltägliche Verstand will den Grund dafür in der Verallgemeinung oberflächlichen Wissens, dem es dafür an Tiefe gebricht, und in der Schreibsucht überhaupt finden.

Der Grund aber liegt tiefer, und, abgesehen von jener Broschürenfabrik, welche sich der Geheimnißvolle für schweres Geld unterhält, um ihm theils als Pulsfühler, theils als Ideenregulator zu dienen, sind es die

Schlag auf Schlag sich folgenden Begebenheiten, kaum als vermuthet aufgetaucht, schon zur That geworden, und wieder durch Neues verschlungen; mit alles mehr oder weniger furchtbarer Tragweite für die socialen Zustände der lebenden Geschlechter, der hieraus erfolgende rasche Wechsel der Situationen; daß selbst der flüchtige Gedanke sich an den Moment klammern muß, soll er nicht unwiderruflich mit der weiter stürzenden Zeitlavine in die Vergessenheit gerollt werden.

Jetzt schreibt die Presse und die Broschüre Weltgeschichte, mit welcher Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit bedarf wohl keiner Erörterung; und wir bedauern im Voraus jene Männer, welche einst, wenn sich durch Schmutz und Blut die Gährung geklärt, das Riesenwerk unternehmen sollten, aus diesem Chaos überstürzter Leidenschaften und niedrigem Egoismus der Nachwelt ein wahrheitsgetreues Bild vorzulegen. —

Der Hanswurst, der immer bereit an Napoleon's Gauklerbude steht, wenn es der blöden, gaffenden Menge in marktschreierweise zu verkünden gibt, was eben geschehen, oder was sie bald zu schauen bekommen wird; und in den Zwischenpausen zur belustigenden Zerstreuung des Publikums Purzelbaum und Rad schlägt, mitunter auch auf dem Kopf steht; Lagueronnière hat (15. Febr. 1861) in einer Broschüre der Welt erzählt, daß das päpstliche Heer, natürlich die Franzosen ausgenommen, die nur tapfer sein können*), feig floh, noch ehe es geschlagen wurde.

Lamoricière hat in Form eines Rapportes an Mon-

*) Für verschiedene andere Fälle, die uns die Geschichte erzählt, hat Lagueronnière natürlich kein Gedächtniß, wofür wäre er auch napoleonischer Staatsrath und Schriftsteller par excellence.

signore de Merode eine Art Rechtfertigung hinausgegeben, die sich aber nicht mit der gehörigen Würdigung auf die Braven erstreckt, welche unter ihm gefochten.

Die k. k. Oberste Graf Coudenhove und Baron Vogelsang unternahmen es zwar, theils zur Ehrenrettung Lamoricière's, theils zur allgemeinen Motivirung der gänzlichen Verunglückung des angestrebten Zieles, ritterlich eine Lanze zu brechen; und die gesprochenen Worte sind gewichtig und verdienen Beachtung, aber sie geben keine Details und genügen daher nicht. —

Es soll hiemit nicht etwa die Kritik eines Mannes gemeint sein, der durch seine ganze thatkräftige Laufbahn so viele Beweise unerschütterlichen Muthes, taktischer Befähigung und richtigen strategischen Blickes gegeben hat, daß sein Beruf zum höheren Führer sich klar ausgeprägt findet; der endlich nur in wahrer Hingebung für eine ihm heilige Sache der schwierigen Aufgabe sich unterzogen, die von vorhinein wenig Hoffnung für das Gelingen bot; denn was brauchte ein Lamoricière nach unverbürgten Lorbeeren zu jagen?

Es soll vielmehr in einer kurzen Zusammenfassung der Hauptmomente dem ganzen Hergange jenes Gepräge verliehen werden, dessen der Leser bedarf, um zu begreifen, daß trotz eines Lamoricière, trotz der aufopferndsten Hingebung so vieler braver Männer, trotz den willig dargebrachten Hülfen von Hohen und Niederen das Drama nicht anders enden konnte, als es eben endete.

Wenn dabei auch ein Gedanke, eine Meinung angeregt worden, daß Manches anders hätte gethan werden können, so soll dies nur die, diesen Zeilen eigene Unparteilichkeit beurkunden.

Schon bei den Arbeiten der Organisirung dieses aus so heterogenen Theilen zusammengestellten Armeekörpers finden wir in der Untereinanderwürflung eben dieser heterogenen Theile eine Störung des geistigen Elementes. Um so mehr noch, als Lamoricière es unterließ, gleich im Beginne sich einen Stab, eine Centrale zu schaffen, in welchem die verschiedenen Elemente nicht nur vertreten, sondern auch gehörig gekannt, beurtheilt und daher zur angemessenen Verwendung gebracht werden konnten.

Wir zweifeln nicht, daß dies in seiner Absicht gelegen, nur wollte er selbstverständlich nicht blind zugreifen, sondern seine Männer erst kennen lernen.

Der rasche Gang der Ereignisse, vom Gegner absichtlich beschleunigt, durchschnitt diese Maßregel, so wie viele andere; kurz gesagt: das Werk der geregelten Organisation der päpstlichen Armee war beim Beginn der Katastrophe nicht beendet, konnte es gar nicht sein, was auch dagegen gesagt werden will.

So finden wir Lamoricière fast nur mit Offizieren der eigenen Nationalität umgeben, und es ist bekannt, daß der Franzose, in seiner angeborenen Eitelkeit, nicht nur es verschmäht, zur richtigen Auffassung anderer Nationen sich herabzulassen, sondern daß ihm absolut die Befähigung hiezu mangelt.

Auf diese Weise blieb das beste Material des kleinen Heeres, die Irländer und die österreichischen Freiwilligen, ohne verdiente Beachtung, die unter ihnen befindlichen tüchtigen Führer kamen nicht zur gehörigen Geltung, deren Befähigung gelangte nicht rechtzeitig zur Kenntniß des Feldherrn, und somit konnte dieses geistige Element auch nicht genügend ausgebeutet werden.

Wäre es Lamoricière noch ermöglicht gewesen, die höheren Individualitäten, die mit den österreichischen Freiwilligen unter seinen Oberbefehl gelangten, einer genaueren Prüfung zu unterziehen, so hätte sein richtiger militärischer Blick sie in seinem und der Sache Interesse zu benutzen verstanden, und statt eines **Schmidt, der ohne alle Rücksicht der militärischen Ehre Perugia dem Feinde übergab, statt eines de Gady, der auf das Erbärmlichste in Ancona commandirte,** und durch sein Verlassen des Lazarethes ohne allen Grund wo nicht den schmachvollen Titel eines Verräthers, jedenfalls jenen eines **erbärmlichen Feiglings** verdient, wahrscheinlich andere Männer auf die berührten Posten gestellt.

Nicht minder befand sich das Verpflegswesen in gänzlich unfähigen Händen. Lamoricière mußte wissen, daß römische Beamte zu solchem Geschäft, welches nur auf praktischer Erfahrung beruht, nicht genügend bewandert sein konnten, daher mit dem besten Willen Fehlgriffe machen würden; und durch seine eng befreundete Stellung zu Monseigneur de Merode, der gewiß mit größter Opferbereitwilligkeit zu Allem die Hand bot und es auch bei jeder Gelegenheit in vollem Umfange bewies, hätte er es doch möglich machen müssen, einen befähigten Mann mit freier Hand unter der Aegide seiner persönlichen Autorität und Vollmacht hiezu zu bestimmen.

Hieran knüpft sich unmittelbar die nöthige Vorarbeit für die Befestigung Ancona's.

Es ist eine längst bekannte Sache, daß Ancona ohne Behauptung des Monte Pelago und Pulito nicht auf auf die Dauer gehalten werden könne.

Die Oesterreicher hatten hier gut vorgearbeitet, es war Zeit genug, mit Erdwerken das Nothwendigste zu ergänzen.

Das Unvollendete der ganzen Organisirung des Heeres tritt auch im Bewegungsmechanismus zu Tage. Man vermißt den nöthigen rothen Faden des Zusammenhanges.

Lamoricière brachte es nicht zu Stande, am 11. September von Spoleto abmarschiren zu können, wie er gewiß gewollt.

Er brachte es nicht zu Stande, von Loretto aus einen Befehl nach Ancona zu erlassen, die Garnison solle am Morgen des 18. einen entschiedenen Ausfall in der Richtung von Camurano unternehmen.

Ich will nicht der vielen taktischen Fehler erwähnen, gebe aber hier im Vorhinein die rechtfertigende Erklärung, daß sie von Lamoricière gezwungen nur begangen wurden, denn er hatte seine Armee noch nicht so in der Hand, wie es für den Feldherrn unerläßlich für freies Handeln bedingt ist.

Weniger rechtfertigen kann Lamoricière seine strategischen Combinationen, wenn diese nicht in seinem offenen, vertrauensvollen und redlichen Character gesucht werden müßten.

Wir haben schon beim Eingange angeführt, daß Lamoricière nach den ihm gegebenen Zusicherungen die directe Intervention der piemontesischen Armee nicht voraussehen konnte.

Wir haben des perfiden Telegramms erwähnt, welches ihn sogar auf französische Hülfe hoffen lassen sollte. Darf aber ein Feldherr den Zusicherungen des Gegners unbedingt vertrauen? — Konnte ein Lamoricière, der

unter den Ersten sich befand, welche der Wortbruch des kühnen Abentheurers aus seinem Vaterlande vertrieb; der seither Gelegenheit hatte, auf fremdem Boden mit ruhigem Blick der Kette zu folgen, welche Glied um Glied langsam aus der geschickten Hand des verschlossenen Künstlers gleitet, bis er in immer engeren Kreisen dem Ziele näher rückt; der es beobachten konnte, wie auf diesem Wege kein Hinderniß zu groß, kein Mittel zu schlecht befunden wurde, um nicht ohne alle Scham erfaßt zu werden, durfte ein Lamoricière einem Napoleon glauben?

Es ist überdies eine allgemeine Kriegsregel, daß man immer den wenigsten Täuschungen unterliegt, wenn man dem Feinde das Schlimmste zumuthet.

Lamoricière durfte nicht von seinem rechtlichen Charakter auf jenen des Gegners schließen, mußte seine Combinationen unbeachtet der Zusagen und Versicherungen aus dem feindlichen Lager stellen! Eine weitere strategische Combination muß in dem anfänglichen Bestreben, das offene Feld zu halten, gerügt werden.

Von dem Augenblicke an, als die päpstliche Armee an der Nord- und Südgränze zugleich bedroht war, bestand keine Rechtfertigung mehr für selbe, das offene Feld halten zu wollen; um so weniger, als erwiesenermaßen deren Feldausrüstung nicht beendet war, nicht beendet sein konnte.

Es war ihr allenfalls möglich, durch rechtzeitige Vereinigung und Wahl guter Positionen taktische Vortheile zu erringen, diese verbürgten aber keine nachhaltige Wirkung.

Ohne Hilfe von Außen blieb nichts zu thun, als ein Replie auf Ancona oder auf Rom.

Ob eine Vereinigung mit Franz II. thunlich war, kann vom militärischen Standpunkt allein nicht entschieden werden. Das Festsetzen in Ancona versprach auf die Dauer ebenfalls wenig, höchstens eine energische Vertheidigung dieser Festung.

Bei dem Marsche nach Rom lag der Vortheil klar zu Tage, daß hiedurch Napoleon gezwungen wurde, die Maske zu lüften. Es wäre eine arge Schlappe für seine Zweiachsel-Politik gewesen; aber Lamoricière traf dort mit der französischen Armee zusammen. Ein Nicht-Franzose wäre vielleicht nach Rom gegangen, von dem Franzosen Lamoricière war es unter seinen Verhältnissen wohl nicht zu verlangen.

In taktischer Beziehung finden wir endlich in Allem jenes Zögern, welches, rein militärisch beurtheilt, unverantwortliche Zeitvergeudung genannt werden müßte.

Schon der Marschall von Sachsen that den Ausspruch: „Das Geheimniß der Taktik liegt in den Beinen!"

Wenn wir gleich unbeschadet der Ehrfurcht vor diesem Gewährsmann dieser Ansicht nicht unbedingt beipflichten, so läßt sich nicht in Abrede stellen, daß bei jeder taktischen Bewegung der Verlust an Zeit unersetzlich ist.

Statt den 12. September den 11. aufgebrochen, erreichte die erste Colonne noch den 15. unangefochten Ancona, denn das eben im Vorrücken begriffene Corps der Avantgarde Cialdini's gegen Osimo wäre wohl leicht gesprengt worden, um so mehr, wenn sich gleichmäßig die Besatzung Ancona's gerührt hätte.

Wie ungerecht es wäre, Lamoricière diese und andere

Zögerungen zur Last zu legen, haben wir im Voraus erörtert, nichts desto weniger bestanden sie.

Lamoricière hat sie am empfindlichsten selbst gefühlt.

Man muß mit so schwerfälligen Elementen verzweiflungsvoll gearbeitet haben, um zu begreifen, wie eine nicht gewandte Truppe volle 24 Stunden zu einer Verrichtung braucht, die eine feldgeübte fast im Handumwenden vollzieht.

Mit der Last solcher Wahrnehmung im sorgenvollen Kopfe sehen wir Lamoricière der Katastrophe bei Castel-Fidardo entgegengehen.

Schon bei dem Geleite der Geldrimesse nach Porto Recanati müssen wir Lamoricière im Vertrauen auf seine Truppen befangen erklären, wäre es sonst wohl begreiflich, nicht nur selbst mit der ganzen beihabenden Brigade, sondern auch Pimodan den Seitenweg einschlagen zu sehen, statt wenigstens durch Letzteren auf dem directen kürzeren, besseren Wege sich des Besitzes von Loretto versichern zu lassen.

Was wäre Lamoricière wohl in Porto de Recanati für eine Wahl geblieben, wenn Cialdini weniger saumselig und unentschlossen am 17. September Vormittags mit einer vollen Armee-Division Loretto genommen hätte, was er ohne Anstand thun konnte.

Statt, wie vorerwähnt, um zwei Uhr Morgens von Loretto aus die Truppen an die Furth zu führen, damit sie selbe vor Tagesanbruch ungesehen passiren, und so dem Feind ein Schnippchen zu schlagen, was ganz im Geiste des in Afrika gereiften Feldherrn gewesen wäre, zieht er um 10 Uhr im vollen Sonnenglanze daher, und läßt sein ohnehin schwaches Heer vor den gezogenen Geschützen des Gegners defiliren.

Dasselbe Unvertrauen in seine Truppen finden wir endlich wieder während dem Kampfe selbst, welches ihn vor Beendigung desselben davoneilen läßt, um wenigstens sich selbst für Ancona zu erhalten.

Bedarf es noch eines klareren Beweises, daß Lamoricière kein Vertrauen in seine Truppen hatte?

Wer kann behaupten, daß Lamoricière sich nicht noch einen ehrenvollen Rückzug erkämpft hätte, wäre er nach dem Falle Pimodan's an der Spitze seiner braven Franco-Belgier, der Carabinieri und des Bataillons Fuchmann noch einmal auf den zweiten Meierhof losgegangen.

Aber diese Tapferen waren für ihn Fremde, er hatte nicht Muse gefunden, das gegenseitige Vertrauen zu festigen.

Da blieb denn freilich nichts Anderes zu thun übrig.

Die Entfernung Lamoricière's vom Schlachtfelde Feigheit zu nennen, wie man es hie und da wagen wollte, ist bei seinem bekannten Character baare Absurdität.

Die weiteren Kampfepisoden während der Belagerung Ancona's haben kein entscheidendes Gepräge mehr und liegen außer dem Bereiche des Feldherrn. Sie sind örtlicher Natur und geben im Allgemeinen wieder den Beleg, daß die Truppen brav rauften, wo sie brav geführt wurden.

Das Unterliegen war unvermeidlich geworden, und Lamoricière wußte das längst, vielleicht, wie wir am Eingange schon berührt hatten, von vorhinein!

Stellen wir nun unpartheiisch die Frage: Und wer hat sich den eigentlich in dem kurzen Kampfe geschlagen? so erhalten wir folgende bündige und richtige Antwort:

Die Irländer bei Perugia, Spoleto, Ancona, das heißt: überall wo sie waren.

Die Franco-Belgier bei Castel-Fidardo äußerst tapfer und auch sonst, wo sie in's Gefecht kamen.

Die österreichischen Freiwilligen bei Fossombrone, St. Leo, St. Angelo, Castel-Fidardo, Monte-Pelago, St. Stefano, Campo trincerato, Porta Pia, in den Batterien Ancona's; und die letzten Opfer flogen mit dem Leuchtthurm sammt ihren tapferen Oberlieutenants Weißmantel (früher österreichischer Offizier) und Milotinowiczch in die Luft. *)

Der Leser mag nun selbst entscheiden, wie man über diesen traurigen Zeitabschnitt Broschüren, Relationen, ganze Bücher schreiben konnte, und meistens der österreichischen Freiwilligen kaum oder nur so nebenbei erwähnt.

So wurden ihnen besonders die Lorbeeren verkümmert, die sie redlich durch ihre Hinopferung verdienten, wahrlich die einzige Gunst, die ihnen das Schicksal schenkte, denn die Geldfrage kann wohl nicht in Betracht kommen.

Durch die unvermeidlichen Capitulationen zu Ancona, Castel-Fidardo, Spoleto, Perugia ꝛc. war auch die Hoffnung abgeschnitten, die ihnen Kaiser Franz Joseph von Oesterreich hochherziger Weise in Aussicht gestellt. Nämlich sie als Gesammtkörper zu übernehmen, wenn sie als solcher nach gethaner Pflicht vom Schauplatz abtreten sollten. **)

*) Wer das Pulvermagazin zündete, weiß wohl Niemand mit Bestimmtheit auszusprechen, doch geben die späteren Explosionen zu Gaëta einen ziemlich deutlichen Fingerzeig.

**) Der hierüber gegebene Erlaß des österreichischen Gesandten in Rom, Baron Bach, wurde vielfältig in einer Weise gedeutet, wie er wohl bei den bestehenden Vorschriften der österreichischen (wie jeder gut organisirten) Armee nie durchführbar war.

Die Waffenstreckung machte den Gesammtkörpern ein Ende, und die politische Lage wäre einer Reorganisation, selbst im Falle des Wollens, gebieterisch entgegen getreten.

Die unbedingte Eintheilung der Offiziere in die österreichische Armee mußte wohl von vorhinein von jedem unbefangenen Militär als unstatthaft gegenüber dem Gesammtkörper erkannt werden.

Dies hindert jedoch nicht, jenen Braven die vollste Anerkennung und Theilnahme zu schenken, welche den verhängnißvollen, aber kurzen Kampf unter dem Banner des Kreuzes durchgefochten.

Sie sind jetzt wohl in alle Winde zerstreut, aber sie können sich wieder zusammenfinden; die Faust ist zu Boden gehalten, durch die Wucht des Druckes, aber sie hat noch die alte Spannkraft; der Impuls, der sie bewaffnete, ist in die verschwiegene Brust zurückgedrängt, aber dort lebt er, so mächtig wie vor, und die nächste günstige Stunde kann und wird ihn wieder in hellen Flammen neu zu Tage fördern.

Der lebende Gedanke, der Geist, stirbt nicht, er muß früh oder spät zur That reifen.

[illegible] Volkswehrkörpern ein [illegible] Reorganisation, [illegible] entgegen ge- [illegible]

[illegible] der Offiziere in die [illegible] von vornherein [illegible] gegenüber [illegible].

[illegible] jenen Braven die [illegible] zu schenken, welche den [illegible] Kampf unter dem Banner des [illegible].

Sie sind jetzt wohl in alle Winde zerstreut, aber sie können sich wieder zusammenfinden; die Faust ist zu Boden gehalten, durch die Wucht des Druckes, aber sie hat noch die alte Spannkraft; der Impuls, der sie bewaffnete, ist in die verschwiegene Brust zurückgedrängt, aber dort lebt er, so mächtig wie vor, und die nächste günstige Stunde kann und wird ihn wieder in hellen Flammen neu zu Tage fördern.

Der lebende Gedanke, der Geist, stirbt nicht, er muß früh oder spät zur That reifen.